



Münchener Beiträge zur Politikwissenschaft

herausgegeben vom
Geschwister-Scholl-Institut
für Politikwissenschaft

2015

Philipp Graf

Zum Verhältnis von funktionaler Differenzierung und Vernetzung

Bachelorarbeit bei
PD Dr. Christian Schwaabe
Sommersemester 2013

GLIEDERUNG:

A. EINLEITUNG - SEITE 3

B. HAUPTTEIL

TEIL I: NETZWERK UND GESELLSCHAFT

1.1. GRUNDZÜGE DER NETZWERKTHEORIE - SEITE 8

1.2. NETZWERKE IN SEGMENTÄREN GESELLSCHAFTEN - SEITE 12

1.3 NETZWERKE IN DER STRATIFIZIERTEN GESELLSCHAFT - SEITE 15

1.4 NETZWERKE IN DER FUNKTIONAL DIFFERENZIIERTEN GESELLSCHAFT - SEITE 18

TEIL II: NETZWERK UND FUNKTIONALE DIFFERENZIERUNG

2.1. TECHNISCHE KOMMUNIKATIONSMEDIEN / KONNEKTIVITÄT - SEITE 22

2.2. VERTRAUEN / TIES - SEITE 26

2.3. IDENTITÄT / ADRESSE - SEITE 31

2.4 KONTROLLE / MORAL / WERTE - SEITE 36

C. FAZIT - SEITE 42

BIBLIOGRAPHIE - SEITE 45

EIGENSTÄNDIGKEITSERKLÄRUNG - SEITE 48

EINLEITUNG

Mit der Netzwerk- und der Systemtheorie liegen zwei soziologische Großtheorien vor, die antreten das soziale Geschehen vollständig erklären zu können. Ungeachtet der Tatsache, dass beide Theorien schon eine lange Tradition aufweisen, kann man innerhalb der Sozialwissenschaften eine Zunahme netzwerktheoretischer Ansätze beobachten. Diese Entwicklung dürfte zum einen an der zunehmenden Beobachtung von Netzwerkeffekten liegen und andererseits an dem großen Potential, das die Netzwerktheorie für quantitative Operationalisierungen anbietet. Dieses Potential ergibt sich aus der Tatsache, dass Kommunikation im 21. Jahrhundert hauptsächlich *digitale* Kommunikation ist und deshalb verhältnismäßig leicht aufzubereiten und zu analysieren ist - die Beschaffung der Daten stellt die Forscher dabei oftmals vor größere Herausforderungen als die Verarbeitung und Analyse derselben¹. Die Forschungsansätze der Netzwerktheorie wurden dabei von dem amerikanischen Soziologen Harrison C. White zu einer einheitlichen Gesellschaftstheorie zusammengeführt. Sein Werk stellt insbesondere für die soziologische Systemtheorie Niklas Luhmanns eine Herausforderung dar, weil es gesellschaftliche Phänomene beschreibt, die innerhalb der als universalistisch konzipierten Systemtheorie allenfalls teilweise oder nur am Rande beschrieben und erklärt werden. Das Ziel der vorliegenden Arbeit wird es sein, das Verhältnis der beiden Großtheorien zueinander zu beschreiben und im Anschluss daran Ansätze für eine Synthese beider Theorien zu formulieren. Harrison C. White selbst sieht dabei einzig in dem theoretischen Werk Niklas Luhmanns das Potential für eine solche Theorie-Synthese gegeben.

Obwohl Harrison C. White derselben Generation wie Niklas Luhmann entstammt, erschien sein Hauptwerk, „Identity and Control - How Social Formations Emerge“², erst im Jahre 1992 und trotz deutlicher Parallelen im Bereich theoretischer Grundannahmen fängt Harrison C. White erstmals im Jahr 2000 damit an, sich direkt mit dem Werk Luhmanns auseinanderzusetzen -

¹ Ein beeindruckendes Beispiel für die Möglichkeiten der quantitativen Netzwerkanalyse stellt zum Beispiel die Arbeit von Albert-Lászlo Barabási dar. Vgl: Candia, J.; Gonzalez, M. C.; Wang, P.; Schoenharl, T.; Madey, G.; Barabási, A.-L. (2008): Uncovering individual and collective human dynamics from mobile phone records, Journal of Physics A: Mathematical and Theoretical 41, 1-11

² Harrison C. White (2008): Identity and Control: How Social Formations Emerge (Second Edition), Princeton, NJ: Princeton University Press

wohlgemerkt nach einem Hinweis von seinem Schüler David Gibson und dem Luhmann-Schüler Dirk Baecker³.

Beide Theorien lehnen handlungstheoretische Annahmen, wie etwa die Entität einer Identität des Menschen ab und begreifen „die Emergenz sozialer Ordnung als ein Erfordernis der Strukturierung sozialer Kontingenzen“⁴. Harrison C. White sucht deshalb auch in der 2008 erschienenen Neuauflage von „Identity and Control“ auch den vorsichtigen Brückenschlag zu der Systemtheorie Luhmanns, die ihm als einzige klassischen soziologische Theorie kompatibel erscheint.

In Anbetracht der Fülle der Literatur, die Luhmann rezipiert hat - und dies noch dazu fachübergreifend - lässt sich kritisch nachfragen, wieso White nicht von Luhmann zitiert wurde⁵ und vor allem: Wieso hat der Begriff des Netzwerks innerhalb der Systemtheorie keine relevante Stellung als Strukturbegriff erhalten? Ganz im Gegenteil erscheinen Netzwerkeffekte bei Luhmann unterrepräsentiert und geradezu ausgespart. Die bekannteste Thematisierung erfolgte innerhalb der Protestbewegungen und mafïöser bzw. korrupter Phänomene. Kontaktnetzwerke erscheinen als parasitäre Phänomene, die Organisationsstrukturen und Funktionslogiken gleichermaßen untergraben und nehmen allein schon deshalb nur eine untergeordnete Stellung ein.

Die aktuelle Netzwerkforschung jedoch zeigt, dass Netzwerke und deren Effekte überall gleichermaßen - nämlich sowohl im sozialen, wie auch im naturwissenschaftlichen Gegenstandsbereich⁶ - beobachten lassen und sich dabei einer Beschreibung mittels System/Umwelt Differenz entziehen. Netzwerke weisen keinerlei autopoietische Merkmale auf, sind folglich nicht dazu fähig mittels einer Codierung ihre Umwelt zu beobachten und auf diese zu reagieren. Alle Versuche, Netzwerke als einen neuen Typus sozialer Systeme zu beschreiben, schlugen deshalb zwangsläufig fehl⁷. Erst mit der Anerkennung, dass es sich bei Netzwerken um eine eigenständige Strukturform sozialer Ordnung handelt, lassen sich beide Theorien

³ Fuhse, Jan (2012): Harrison White, in: Jahraus, Oliver; Nassehi, Armin; Grizelj, Mario; Saake, Irmhild; Kirchmeier, Christian; Müller, Julian (Hrsg.): Luhmann-Handbuch: Leben - Werk - Wirkung, J.B. Metzler Verlag, Stuttgart: S. 297

⁴ Fuhse, Jan (2012): S. 296.

⁵ Zumindest ist dem Autor dieser Zeilen keine direkte Bezugnahme bekannt.

⁶ vgl.: Barabási, Albert-Lászlo (2007): The architecture of complexity, IEEE Control Systems Magazine 27:4, 33-42.

⁷ vgl. Holzer, Boris (2006): Netzwerke, transcript Verlag, Bielefeld: S. 94 f.

ansatzweise zusammenführen, denn dann ist es meiner Ansicht nach möglich, die Begrifflichkeiten beider Theorien aneinander zu schärfen und damit ein besseres Verständnis für das Verhältnis sozialer Systeme zum Grundtatbestand der Vernetzung zu erlangen. Diese Arbeit kann eine solche Theoriesynthese selbstverständlich nicht in Gänze leisten, allerdings werden in dieser Arbeit semantische Lücken im Werk Niklas Luhmanns aufgezeigt, die die Umsetzung einer solchen Theoriesynthese möglich und vor allem: nützlich erscheinen lassen.

Ich habe schon darauf hingewiesen, dass Netzwerke keinerlei autopoietische Fähigkeiten aufweisen, die jedoch ein grundlegendes Charakteristikum für soziale Systeme darstellen. Bekanntermaßen hat Niklas Luhmann diesen Neologismus von den Biologen Varela und Maturana übernommen⁸, die damit die Fähigkeit eines biologischen Systems beschreiben, die Zellen aus denen das System besteht autonom zu reproduzieren und somit den Fortbestand des Systems zu sichern. Innerhalb der Biologie - insbesondere der Neurobiologie - gibt es darüber hinaus auch eine Verwendung des Netzwerkbegriffes: Insbesondere die Nervenzellen, inklusive der Gehirnzellen, weisen eine netzwerkartige Struktur auf, die dem Menschen überhaupt erst diese effiziente und unwahrscheinliche Wahrnehmung ermöglicht, über die er verfügt. Wohlgermerkt ist es eines der aktuell größten Probleme der Neurobiologie, anhand der Offenlegung der physischen Strukturen valide Rückschlüsse auf die Art und Weise der Informationsverarbeitung - also der psychischen Strukturen - zu ermöglichen. Die bekannten Bilder über Gehirnaktivitäten, wie etwa MRT-Aufnahmen - liefern allenfalls eine Information darüber, *dass* etwas passiert und nicht *wie* etwas passiert⁹. Übertragen auf gesellschaftliche Strukturen ließe sich deshalb sagen, dass netzwerktheoretische Effekte eine gewisse Strukturierung implementieren, die insbesondere auf einer lokalen Ebene einen großen Strukturwert besitzt¹⁰, die jedoch nur schwer Aussagen darüber zulassen, nach welchen allgemeinen Regeln der Gesamtkomplex Gesellschaft strukturiert ist.

Dieses Beispiel aus der Biologie sollte verdeutlichen, dass beiden theoretischen Ansätzen eine gewisse Evidenz nicht abzuspochen ist und vor allem auch, dass sich beide Phänomene gegenseitig bedingen. Vereinfacht gesagt gibt es ohne Möglichkeit der Übertragung von

⁸ Luhmann, Niklas (1984): S. 60.

⁹ Hagner, Michael (2006): Der Geist bei der Arbeit, Historische Untersuchungen zur Hirnforschung, Wallstein Verlag, Göttingen.

¹⁰ Es lässt sich für den Einzelfall zum Beispiel erklären, dass Person A in Organisation X arbeitet, weil sie Person B kennt, obwohl zum Beispiel Person C für den Posten qualifizierter wäre.

elektrischen Impulsen keine Möglichkeit des Denkens und analog dazu ohne die Möglichkeit der Übertragung einer Information mittels einer Mitteilungsform keine Möglichkeit der Verstehensleistung und in der Folge keine als Einheit beobachtbare Kommunikation. Und ohne die Möglichkeit zur Kommunikation fehlt natürlich auch die Möglichkeit einer Systembildung. Eine grundlegende Konnektivität ist daher als grundlegende Bedingung für Kommunikation anzusehen und folglich auch für eine Gesellschaft vorauszusetzen. Das Beispiel aus der Biologie kann für die folgenden Ausführungen nicht mehr dienen, da die Gesellschaft aufgrund komplexerer Akteure auch insgesamt ungleich komplexer Zusammenhänge aufweist. Es sollte aber deutlich geworden sein, dass ich Systeme als diejenige Ordnungsform ansehe, die eine abstrakte, allgemeinere Ordnung leistet und Netzwerke hingegen als Strukturen, die zwar zunehmend global strukturieren, aber ihre größte Ordnungsleistung noch immer auf einer lokalen Ebene besitzen. Die Feststellung, dass Kommunikation eine Konnektivität der kommunizierenden Einheiten voraussetzt - die durchaus schon als ein Netzwerk beobachtet werden *kann* - stellt keine neuartige Erkenntnis dar. Konnektivität alleine kann jedoch meiner Ansicht nach kein *soziales* Netzwerk konstituieren, denn dann wären Netzwerke nur „Grundlage für eine graduell erfolgende Systembildung“¹¹ und man würde die Netzwerkeffekte negieren, die es zu erklären gilt. Die neuere Literatur zum Thema sieht vielmehr Wechselwirkungen, die zwischen der gesellschaftlichen Differenzierung - insbesondere der funktionalen Ausdifferenzierung - und der zunehmenden Vernetzung bestehen, die sich weder mit kausal reduzierenden Theorien nach dem Muster „funktionale Differenzierung ermöglicht Vernetzung“ oder etwa „Vernetzung ermöglicht funktionale Differenzierung“ hinreichend beschreiben lassen.

Die vorliegende Arbeit schließt an diese Darstellung an und geht davon aus, dass es sich bei Netzwerken und Systemen um zwei unterschiedliche Ordnungsformen handelt, die zwar auf unterschiedlichen Ebenen unterschiedliche Strukturen der Ordnungsbildung generieren, die jedoch in einem engen Verhältnis gegenseitiger Einschränkungen, wie sie auch von Niklas Luhmann thematisiert wurden, und Ermöglicungen¹² zueinander stehen. Die Forschungsfrage der vorliegenden Arbeit lautet demgemäß: In welchem Verhältnis steht die funktionale Differenzierung der Gesellschaft zu den beobachtbaren Netzwerkeffekten, wie sie von der Netzwerktheorie beschrieben werden? Ich werde dafür in zwei Schritten versuchen, diese

¹¹ Holzer, Boris; Fuhse, Jan (2010): Netzwerke aus systemtheoretischer Perspektive, in: Stegbauer, Christian; Häußling, Roger (Hrsg.): Handbuch Netzwerkforschung, VS Verlag, Wiesbaden: S. 316.

¹² Insbesondere Veronika Tacke, Boris Holzer und Jan Fuhse betonen an dieser Stelle eher ein Verhältnis der Ermöglicung.

Wechselwirkungen zu identifizieren und deren Teilaspekte in Beziehung zu setzen. Dabei gliedern sich die Arbeitsschritte nicht nach einem strikt aufeinander aufbauenden Prinzip, sondern unterscheiden sich in dem Grad ihrer Abstraktionsleistung. Diese Gliederung scheint mir notwendig, um der Prozesshaftigkeit des beschriebenen Gegenstandes gerecht zu werden, denn sowohl die Bildung sozialer Systeme, als auch die Ausbildung von Netzwerken, muss dynamisch und damit prozessual gedacht werden.

In einem ersten Schritt werde ich den verwendeten Netzwerkbegriff nach Harrison C. White darstellen und aufzeigen, wo seine spezifischen Stärken liegen, um soziales Verhalten zu erklären. In Abgrenzung zu einer kurzen Betrachtung von Netzwerken in der segmentär und stratifiziert differenzierten Gesellschaft werde ich dann - an Hand neuerer Literatur - vereinfacht darlegen, welche wechselseitigen Einschränkungen und Ermögichungen zwischen der funktionalen Ausdifferenzierung und der Konstitution von Netzwerken beobachtet werden können. In einem zweiten Schritt werde ich diese Argumentation an Hand der Begriffe der „technischen Kommunikationsmedien“, der „Identität“, des „Vertrauens“ und der „Kontrolle“ vertiefen und partiell erweitern. Um die Relevanz der Begriffe für beide Theorien zu verdeutlichen, habe ich den Begriffen ein jeweiliges semantisches Pendant gegenübergestellt. Die einzelnen Kapitel heißen dann wie folgt: „Technische Kommunikationsmedien / Konektivität“, „Vertrauen / Ties“, „Identität / Adresse“ und „Kontrolle / Moral / Werte“. Ich werde mich dabei um eine Rekonstruktion aus einer systemtheoretischen Perspektive bemühen, da mir die systemtheoretische Perspektive universeller konzipiert und kohärenter ausgearbeiteter erscheint. Der beschränkte Umfang dieser Arbeit, vor allem im Hinblick auf das umfangreiche Forschungsvorhaben der vorliegen Arbeit, lässt es mir leider als alternativlos erscheinen, ein relativ breites Vorwissen über die systemtheoretischen Begrifflichkeiten und die geläufigsten Grundannahmen vorauszusetzen.

HAUPTTEIL

TEIL I: NETZWERKE UND GESELLSCHAFTEN

1.1 GRUNDZÜGE DER NETZWERKTHEORIE

Wenn man Netzwerke als eigene Ordnungsform begreift, muss man darauf hinweisen, dass eine Ordnung immer eine Selektion vor dem Hintergrund des Möglichen darstellt¹³. Die umgangssprachliche Verwendung des Netzwerkbegriffs suggeriert dabei eine Konnektivität, also ein „in Verbindung stehen“ von mehreren Einheiten, doch diese Definition ist in netzwerktheoretischer Hinsicht nicht ausreichend, da sie die Selektivität nicht in den Blick nimmt. Von sozialen Netzwerken kann nur gesprochen werden, wenn man beachtet, dass Vernetzung in höchstem Maße selektiv und in einer Beziehung stabilisiert ist¹⁴. Im Anschluss an Boris Holzer kann man also dann von einem sozialen Netzwerk sprechen, „wenn Personen selektiv miteinander in Beziehung stehen.“¹⁵ Im Hinblick auf die Selektivität stellt sich die Frage, wieso Person A eine Beziehung zu Person B unterhält und nicht zu Person C, auch wenn dies möglich wäre und abgesehen davon ob diese Beziehung existiert: welche Art von Beziehung haben die betreffenden Personen zueinander. Netzwerke strukturieren den Rahmen des Möglichen insoweit vor, als dass sie die technisch möglichen und gesellschaftlich zugelassenen Relationen einschränken¹⁶ und es sind zwar durchaus kleine, abgegrenzte Gemeinschaften von Menschen denkbar, innerhalb derer jeder mit jedem verknüpft ist, aber dieser Zustand gleicht mehr einem Gedankenspiel als der Realität. „Netzwerke [sind] schon ab einer niedrigen Schwelle sozialer Komplexität ein Grundtatbestand des Sozialen“¹⁷. und müssen deshalb heutzutage als allgegenwärtig angenommen werden. Insbesondere in der heutigen

¹³ Selbiges gilt für die Ausbildung von Systemen, die soziales Geschehen sinnhaft strukturiert. Und auch Sinn ist dabei immer die Aktualisierung von potentiell Möglichem.

¹⁴ vgl. Holzer, Boris (2011): Die Differenzierung von Netzwerk, Interaktion und Gesellschaft, in: Tacke, Veronika; Bommes, Michael (Hrsg.): Netzwerke in der funktional differenzierten Gesellschaft, VS Verlag, Wiesbaden. S. 51-66: S. 51.

¹⁵ Holzer, Boris (2011): S. 51.

¹⁶ Diese Formulierung findet sich in ähnlicher Form in Bezug auf Systeme auch bei Luhmann: vgl. Luhmann, Niklas (1984): S. 384.

¹⁷ Holzer, Boris (2011): S. 51.

Weltgesellschaft - geprägt von Technik und Freiheit der Rede - kann man davon sprechen, dass die Anzahl möglicher Beziehungen die Anzahl der wirklich realisierten Beziehungen um einen milliardenschweren Faktor übersteigt.

Innerhalb der Netzwerktheorie gilt dabei das Werk von Harrison C. White als ein Klassiker. Trotz dessen wurde es - im Gegensatz zu dem theoretischen Werk Niklas Luhmanns - sowohl in der Soziologie, aber insbesondere auch in der Politikwissenschaft, nur wenig und oftmals auch fehlerhaft¹⁸ rezipiert. Zum einen ist die begriffliche Terminologie unter Verzicht auf soziologische Klassiker entwickelt worden und zum anderen zeichnet sich die Großtheorie von White nicht unbedingt durch eine klare Strukturierung sowie eine deutliche Ausdrucksweise aus. Ich möchte deshalb im Folgenden die wichtigsten Begriffe und Annahmen der Theorie darstellen um eine theoretische Basis für die vorliegende Arbeit zu schaffen. Es sei an dieser Stelle darauf hingewiesen, dass die Netzwerktheorie nur bis zu dem Komplexitätsgrad nachvollzogen wird, wie er meiner Ansicht nach auch aus einer systemtheoretischen Perspektive rekonstruiert und integriert werden kann.

„Der Ausgangspunkt von Whites Überlegungen ist, dass die soziale Welt bei genauerer Betrachtung ziemlich unordentlich - „messy“ - zu sein scheint.“¹⁹ Der Fokus liegt dabei auf der „Komplexität und Multiperspektivität der modernen Gesellschaft“, die der Beziehungen zwischen den Menschen selektiver und weniger geregelt erscheinen lassen. Dem Theoriemodell liegt damit eine der Systemtheorie ähnliche Problemstellung zugrunde, nämlich das Problem der zunehmenden Kontingenzbewältigung²⁰ des menschlichen Zusammenlebens. White radikalisiert - im Hinblick auf andere Netzwerktheorien - seine Theorie durch die Betonung von ties, also Beziehungen, die zwischen den einzelnen Akteuren bestehen. Aufgrund der Tatsache, dass kein

¹⁸ vgl. den Kommentar von Boris Holzer (2006): „Kaum eine Besprechung dieses Werkes [gemeint ist „Identity and Control“, Anm.] kommt ohne den Hinweis aus, dass der Rezensent angesichts der teilweise eigenwilligen Terminologie und der oft abstrakten Darstellung selbst nicht wisse, ob er oder sie Whites Vorschläge überhaupt verstanden hätte (...)“, Holzer, Boris (2006): S. 80.

¹⁹ Holzer, Boris (2006): S. 81.

²⁰ vgl. hierzu auch die systemtheoretischen Begriffe der „Unwahrscheinlichkeit von Kommunikation“, sowie die Annahme, dass eine grundlegende Funktion eines jeden Systems in der Reduktion von Umweltkomplexität besteht.

Mensch ohne Beziehungen zu anderen Menschen überlebensfähig ist²¹ und nicht autark existieren kann, muss eine Gesellschaftstheorie der notwendigen Einbettung - bzw. Vernetzung - des Menschen in eine größere Gruppe Rechnung tragen. Harrison C. White konzipiert folglich „das Konstitutionsverhältnis von Person und sozialer Beziehung konsequent von Letzterer her“²² und begreift Personen²³ nicht als den Ursprung, sondern vielmehr als Produkt der Relationen innerhalb des Netzwerks. White vermeidet innerhalb der Theoriebildung den Begriff der Person und spricht stattdessen vielmehr von Identitäten, die innerhalb eines Netzwerks durch das Austauschen von stories²⁴ - sowohl mit der jeweiligen Person, aber auch nur in dessen Umfeld - konstruiert werden. Der Begriff der Identität wird dabei eng an „Kontrolle“ gekoppelt: „Sobald Identitäten in einen neuen sozialen Kontext eintreten, streben sie in dem Sinne nach Kontrolle, dass sie eine verlässliche Definition der Situation, mit Goffman (...) könnte man auch sagen: einen Erwartungssicherheit gebenden „Rahmen“ suchen, um ihre eigene Position zu bestimmen.“²⁵ In Anschluss an Dirk Baecker, einer der prominentesten aber auch umstrittensten Theoretiker, der an der Schnittstelle zwischen System- und Netzwerktheorien arbeitet, kann man auch sagen, dass stories Kontrollprojekte darstellen²⁶, die sowohl Erwartungen, aber insbesondere auch Erwartungserwartungen bedienen und somit die Komplexität, bzw. die Kontingenzen, aktueller und zukünftiger Interaktion und Kommunikation reduzieren können. Der Begriff „Kontrolle“ heißt dabei nicht: Steuerung oder Machtausübung. Er ist vielmehr definiert als „kognitive und teilweise soziale Kontrolle von Relevanzen: Welche Art von Verhalten ist im Rahmen der Beziehung akzeptabel, welche nicht - und welche Verhaltensaspekte sind irrelevant?“²⁷. Im Gegensatz zu einem Begriff der Macht sind Kontrollprojekte von Natur aus instabiler, denn jedem Kontrollversuch ist eine Beobachtung der Bedingungen vorgelagert, innerhalb derer Kontrolle als möglich bewertet wird und „auch die Erkundung der Bedingungen

²² Holzer, Boris (2006): S. 83.

²³ Ich verwende im Folgenden den Begriff „Person“ für Menschen, denen kommunikativ eine Handlung bzw. eine Identität zugesprochen wird.

²⁴ Im Folgenden verwende ich diesen Begriff auch in der deutschen Übersetzung als „Geschichten“.

²⁵ Holzer, Boris (2006): S. 83.

²⁶ vgl. Baecker, Dirk (2005): Form und Formen der Kommunikation, Frankfurt/Main, Suhrkamp: S. 230.

²⁷ Holzer, Boris (2006): S. 84.

[wird] kommunikativ vorgenommen (...)“ und nimmt damit das Netzwerk schon in Anspruch, „um dessen Erprobung es dann gehen soll“²⁸. Kontrolle kann deshalb auch als *tie management* beschrieben werden, oder - wie es umgangssprachlich bezeichnet wird - als *Kontaktpflege*²⁹.

Es ist wichtig zu beachten, dass Whites Konzept der stories nicht einzig darauf abzielt Identitäten zu beschreiben - ich werde in einem eigenen Abschnitt erklären, wieso es für die Netzwerktheorie dennoch nützlich sein kann, das Konzept der stories mit einer systemtheoretischen Beschreibung von Identität zu verbinden - , sondern auch die Generalisierung von Beziehungen in den Blick nimmt. So lässt sich zum Beispiel aus der Kommunikation „Person A hat sich gestern einen neuen Fernseher gekauft“ allenfalls ableiten, dass Person A offensichtlich einen neuen Fernseher besitzt. Als story weitaus relevanter sind Kommunikationen des Typs: „Person A wurde gestern befördert“, „Person B ist der Vater von Person C“ oder etwa - seitdem Intimbeziehungen auch über sexuelle Exklusivität definiert werden, immer relevant - : „Person A ist jetzt/ ist nicht mehr mit Person B zusammen“. Stories ermöglichen also Rückschlüsse auf Netzwerkbeziehungen und folglich beginnt das Material für Geschichten schon „beim Schulhofsklatsch („Anna liebt Hans“), kann aber auch sehr viel komplexere, jahrzehntelange Beziehungen betreffen.“³⁰

Die evolutionäre Entwicklung der Semantik unterstützt die Möglichkeit innerhalb der Kommunikation Generalisierungen über Beziehungen zu treffen; das bekannteste - und älteste - Beispiel hierfür sind Verwandtschaftsbeziehungen, die in praktisch allen Kulturen von den spezifischen Personen abstrahieren und die Beziehung als solche zu beschreiben versuchen. Es ist offensichtlich, dass Bezeichnungen wie „Mutter“, „Vater“ oder „Großeltern“ sofort eine bestimmte Art und Weise des Umgangs, eine bestimmte Beziehung oder etwa konkrete Handlungserwartungen implizieren, die allerdings allesamt eben auch nicht auftreten *müssen*.

Ich werde im Folgenden an Hand der Beschreibung von Netzwerken in segmentären und stratifizierten Gesellschaften verdeutlichen, wie sich das Verhältnis von Vernetzung und gesellschaftlicher Differenzierung beschreiben lässt, um im Anschluss daran deutlicher darstellen zu können, wie sich die funktionale Differenzierung auf die Vernetzung auswirkt.

²⁸ Baecker, Dirk (2005): S. 230.

²⁹ Nicht zu verwechseln mit dem Begriff des networkings, der suggeriert, man könne Netzwerke „aufbauen“.

³⁰ Holzer, Boris (2006): S. 87.

1.2 NETZWERKE IN SEGMENTÄREN GESELLSCHAFTEN

Aufgrund der Tatsache, dass Netzwerke unabhängig von einer möglichen Systembildung - also zu jeder Zeit menschlichen Zusammenlebens - beobachtet werden können, lassen sich auch Netzwerke in segmentär differenzierten Gesellschaften beschreiben. Es ist gleich vorweg zu bemerken, dass man es in segmentären Gesellschaften „mit einem Grenzfall sozialer Netzwerkbildung zu tun“³¹ hat, da es sich bei segmentären Gesellschaften - im Luhmannschen Sinne - um Gesellschaften handelt, die lokal voneinander getrennt sind, die nur wenig bis gar keinen Kontakt zueinander pflegen³² und die sich in ihrem Aufbau nicht wesentlich voneinander unterscheiden. „Die Familie wird [dabei] als Differenzierungsform der Gesellschaft konstituiert, und nicht umgekehrt die Gesellschaft aus Familien zusammengesetzt“³³, wie Luhmann treffend anmerkt. Nun ließe sich die Netzwerktheorie auf mögliche Kontakte zu Tieren, Göttern oder beseelte Objekte ausweiten - was nachweislich auch geschehen ist - , doch wenn wir bei der Betrachtung von sozialen Netzwerken bleiben wollen, muss man davon ausgehen, dass es sich um face-to-face societies gehandelt hat³⁴, innerhalb derer jeder jeden kannte, weshalb sich auch kein „Problem der Kontaktselektion“ gestellt hat, das hätte gelöst werden müssen. Innerhalb unserer Definition von Netzwerken müssen wir also die Außenbeziehungen von segmentären Gesellschaften beobachten, um Erkenntnisse über erste Netzwerkeffekte gewinnen zu können. Es sei an dieser Stelle darauf hingewiesen, dass sich diese face-to-face societies *auch* als Netzwerke beobachten lassen; diese hätten dann die Netzwerkdichte „1“, wären also komplett vernetzt. Ich habe diese Betrachtungsweise allerdings durch meine Definition des sozialen Netzwerkes an dieser Stelle ausgeschlossen³⁵ und soll hier nur der Vollständigkeit halber erwähnt sein.

³¹ Holzer, Boris (2008): Netzwerke und Systeme: Zum Verhältnis von Vernetzung und Differenzierung, in C. Stegbauer (Hrsg.), *Netzwerkanalyse und Netzwerktheorie. Ein neues Paradigma in den Sozialwissenschaften*, VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden, S. 155-164: S. 158.

³² Allein aufgrund dieser Annahme ist es überhaupt möglich im systemtheoretischen Vokabular von Gesellschaft-en zu sprechen. In der weiteren Ausführung, die davon ausgehen muss, dass sehr wohl eine gewisse Art und Weise von Kontakt zustande kommt, scheint es wiederum notwendig von einer Gesellschaft zu sprechen - und zwar je nachdem wie weitreichend (im räumlichen Sinne) kommuniziert wird.

³³ Luhmann, Niklas (1997): *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, Frankfurt/ Main, Suhrkamp: S. 635.

³⁴ vgl.: Luhmann, Niklas (1997): S. 652.

³⁵ Zum einen sehe ich hierin kaum einen Erkenntnisgewinn, denn die Vernetzung der heutigen Gesellschaft wird allein aus praktischen Gründen nie vollständig erfolgen können und zum anderen sehe ich den Netzwerkbegriff in dieser Definition nicht als ausgeschöpft an.

Im Hinblick auf die Beschreibung von segmentären Gesellschaften nennt Luhmann ein interessantes Merkmal derselben, nämlich die Reziprozität, die „eine Gegeninstitution zu Knappheit und ein funktionales Äquivalent für Kredit“ darstellt.“³⁶ Wir werden zu einem späteren Zeitpunkt auf die Frage zurückkommen, wie sich Vernetzung zu solchen Reziprozitätsbeziehungen verhält, aber schon jetzt wird in diesem Kontext ersichtlich, wieso manche Autoren die Netzwerkstrukturen innerhalb von segmentär differenzierten Gesellschaften betonen und im Zuge der zunehmenden Vernetzung der heutigen Gesellschaft ähnliche Effekte für dieselbe prognostizieren³⁷.

Beziehungen zu Akteuren außerhalb der eigenen Gemeinschaft waren wohl nur sehr selten und dürften dementsprechend risikoreich gewesen sein. Luhmann merkt an, dass deshalb die interne Differenzierung zwischen „persönlichen Kontakten und anderen, über die unmittelbaren Bekannten hinaus möglichen Kontakte(...), weder nötig noch sinnvoll“³⁸ gewesen sein dürfte. Die Rekonstruktion des Silent-Trade³⁹, der wohl aufgrund des immensen bestehenden Konfliktpotentials ohne sprachliche Verständigung auskommen musste, gibt dabei ein eindrucksvolles Beispiel für die Unwahrscheinlichkeit, dass eine Kommunikation mit fremden Personen - und das heißt in dem Fall: nicht zur Familie gehörend - zustande kommt. Die Kommunikation unter Fremden schien so unvertraut und kontingent, dass man es lieber von vornherein gar nicht erst versuchte. Eine gemeinsam geteilte Struktur der Verständigung, wie sie heutzutage von sozialen Systemen geleistet wird, war offensichtlich nicht vorhanden und es stellt sich auch die Frage, wie sie ohne vorherigen Kontakt hätte entstehen können. Behält man die Dominanz der Familie als Differenzierungsform im Blick, verwundert es deshalb nicht, dass die ersten strukturierten Netzwerk-Beziehungen im Rückgriff auf Familienzugehörigkeit konstruiert wurden. Die von Hallpike und anderen Ethnologen als „primitiv“ umschriebenen Gemeinschaften entwickelten dabei ein umfassendes Vokabular generalisierter Bezeichnungen für Beziehungen, die konstruierte Verwandtschaftsbeziehungen beschreiben. Die Komplexität der Systematik und Organisation von Heirat, Heiratsbeschränkungen und Frauentausch übersteigt die Komplexität der westlichen Familiensysteme dabei um ein Vielfaches und lassen an der Abwertung als „primitiv“ starke Zweifel aufkommen. Insbesondere die Kreuzcousinenheirat ist

³⁶ Holzer, Boris (2008): S. 158.

³⁷ vgl. z.B. Baecker, Dirk (2007): Studien zur nächsten Gesellschaft, Frankfurt/Main, Suhrkamp.

³⁸ Holzer, Boris (2008): S. 158.

³⁹ Unter Silent-Trade versteht man Strukturen, die einen Austausch von Waren ermöglichen, ohne dass die beteiligten Akteure sich sehen, oder gar kommunizieren müssten.

ein *weltweit* beobachtetes Phänomen, das einzig und allein - biologische Gründe lassen sich keine erkennen - der Stärkung von Reziprozitätsbeziehungen zwischen den einzelnen Stämmen gedient haben mag. Dies wurde insbesondere von Claude Lévi-Strauss eindrucksvoll aufgezeigt⁴⁰. Hier wurden offensichtlich Semantiken ausgebildet, die ausschließlich der Pflege und Organisation von Netzwerkbeziehungen dienen⁴¹ und die sich durch eine Abstraktionsleistung auszeichneten, die aus heutiger Sicht irrational wirken müssen. Es ist beachtenswert, dass sich die Art und Weise der Vernetzung, nämlich durch Heirat, an der Differenzierungsform, also der Familie, orientiert hat. Die Vernetzung der Familien schützte auf diese Weise vor gewalttätigen Auseinandersetzungen und legitimierte Austauschbeziehungen, die ja nun innerhalb *einer* Familie stattfanden. Das Problem der doppelten Kontingenz wird hier quasi gelöst, indem die Differenzierungsform aktiv zur Vernetzung genutzt wird. Es sollte deutlich geworden sein, wie voraussetzungsreich die konfliktfreie Beziehungsaufnahme zu fremden Personen ist, wenn das Problem doppelter Kontingenz nicht durch Systemstrukturen schon im vornherein gelöst wird. An Hand der Betrachtung von Vernetzung - was auch heißt: das Prozessieren mit Abwesenheit - von segmentären Gesellschaften wird meiner Ansicht nach schon deutlich, dass Vernetzung und Systembildung nicht strikt voneinander zu trennen sind.

⁴⁰ vgl. Lévi-Strauss, Claude (1992): Die elementaren Strukturen der Verwandtschaft, Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M.

⁴¹ Der Terminus Kreuzcousine bezeichnet die Heirat eines Mannes mit dem Kind des Bruders seiner Mutter oder dem Kind der Schwester seines Vaters. Die Differenz nach der eine Kreuzcousinenheirat möglich ist, definiert sich also einzig über die Differenz der Geschlechter des Netzwerkpfades. Diese Konstruktion erscheint in der heutigen Zeit sinnfrei - zumindest aber verwirrend.

1.3 NETZWERKE IN DER STRATIFIZIERTEN GESELLSCHAFT

„Nach dem heutigen Wissensstand ist es schwierig, eine schlüssige kausale Erklärung für die Entstehung von Stratifikation zu geben“⁴². In den wenigen Ausführungen, die sich bei Luhmann zu den möglichen Ursachen des Strukturwandels der Gesellschaft finden, betont er eine „Redundanz möglicher Kontakte“, die er auch in kleinsten Gesellschaften erkennt. Die Umschreibung meint den Tatbestand, dass „einige Mitglieder (...) beliebter , (...) leistungsfähiger, (...) als Partner gefragter (...) [sind] als andere und (...) dann eher als andere die Chance [haben], unter ihren Kontakten auszuwählen und schon für ihre Kontaktbereitschaft etwas verlangen können, zum Beispiel: Anerkennung ihrer Meinungen oder auch unerwiderte Hilfsbereitschaft.“⁴³ Aus netzwerktheoretischer Sicht lässt sich erkennen, dass der Zwang zur Selektivität von Netzwerkkontakten die Bildung einer übergeordneten Struktur schon fast einfordert. Holzer formuliert dies ähnlich, wenn er davon spricht, dass zwangsläufig einige Personen zu „Stars“⁴⁴ werden, wenn die Zahl adressierbarer Personen bei gleichbleibender individueller Kontaktfähigkeit steigt. Kommt es zu einer reflexiven Verwendung von Kontaktchancen und zu einer Monopolisierung von Vermittlungswegen lässt sich hierbei von den ersten Patron-Klienten-Verhältnissen sprechen⁴⁵, die zusätzlich durch eine Zentrum/Peripherie Differenzierung beeinflusst gewesen sein dürfte. Städte dürften als Ballungszentren von Menschen die ersten Orte in der Gesellschaft gewesen sein, in denen die ersten Netzwerkeffekte zum Tragen kommen und es gilt zu beachten, dass periphere Ortschaften damals wie heute eine Ähnlichkeit zu segmentären Gesellschaften besitzen. Die Stadt übernimmt folglich die Funktion „Unbekannte miteinander leben zu lassen“⁴⁶ und sie „inszeniert den Raum der Wahl, der Entscheidung, wen man aus welchem Anlass trifft oder nicht trifft“⁴⁷; sie regelt also

⁴² Luhmann, Niklas (1997): S. 655.

⁴³ Luhmann, Niklas (1997): S. 660.

⁴⁴ Ich werde im Folgenden von „Hubs“ sprechen. Hubs bezeichnen innerhalb der Netzwerktheorie Knotenpunkte (Akteure), die überdurchschnittlich gut vernetzt sind.

⁴⁵ Holzer, Boris (2008): S. 159.

⁴⁶ Baecker, Dirk (2009): Stadtluft macht frei: die Stadt in den Medienepochen der Gesellschaft, in: Soziale Welt: Zeitschrift für sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis, Jg. 60, H. 3, S. 259-283: S. 7.

⁴⁷ Baecker, Dirk (2009): S. 6.

Kontaktselektivität⁴⁸. Die Schichtung der Gesellschaft kann natürlich nicht auf diese Ursache alleine zurückgeführt werden und es sei an dieser Stelle zusätzlich auf die Erfindung der Schrift und die Einführung der Endogamie⁴⁹ verwiesen.

Ich hatte schon angedeutet, dass es in der stratifizierten Gesellschaft - ist sie einmal etabliert - auch zu einem Umbau der Netzwerkstrukturen, sowie zu neuartigen Netzwerkeffekten kommt. Die Schichtung der Gesellschaft definiert den Bereich möglicher Netzwerkkontakte, die das Individuum überhaupt ansprechen kann (oder auch: darf), und darüber hinaus vor allem die Chancen des Einzelnen mit seinem Anliegen Erfolg zu haben⁵⁰. Es ist leicht nachvollziehbar, dass es nur innerhalb einer Schicht zu effektiven - also auf vertrauensvollen Beziehungen basierenden - Netzwerkkontakten kommen konnte und das insbesondere die - nur teilweise regulierten - Herrschaftsverhältnisse die ehemaligen Reziprozitätsbeziehungen zwischen allen Menschen einer Gemeinschaft funktional behinderten. Die Tatsache, dass man in eine bestimmte Schicht hineingeboren wurde, verhinderte von Geburt an die Möglichkeiten der Kontaktaufnahme zu bestimmten Personen der Gesellschaft. Die neu entstandene Oberschicht bildet hierbei eine Ausnahme und sie nimmt eine Vorreiterrolle ein⁵¹: Die größere Selektivität der Kontakte führt zu einem wesentlich höheren Strukturwert des Netzwerkes von Angehörigen der Oberschicht, die zunehmend überregionale Kontakte unterhält und die aktive „Pflege“ von Kontakten - in diesem Sinne als Kulturleistung verstanden - erst entwickeln muss. Darüber hinaus ist die regierende Oberschicht gezwungen ihre Kontakte aufgrund *verschiedener Anlässe* zu kontaktieren. Mit dem Aufkommen verschiedener Organisationsformen, wie etwa Zünften, Orden oder etwa Söldnerherren, die jeweils ganz unterschiedliche komplexe Interessen vertreten können, muss (ein Teil der) Gesellschaft erlernen, wen man wann weshalb anspricht - und wen nicht. Am Beispiel von McLean, der die Entstehung einer Networking-Kultur im Florenz der Renaissance beschrieben hat⁵², lässt sich erkennen, dass es einige Zeit gedauert haben dürfte, die

⁴⁸ An dieser Stelle sei darauf hingewiesen, dass große Städte dazu tendieren, mehrere Zentren innerhalb des Stadtgebiets zu etablieren, die größtenteils dieselben funktionalen Bestandteile enthalten und somit eine fraktale Netzwerkstruktur ausbilden.

⁴⁹ vgl. Luhmann, Niklas (1997): S. 678 ff.

⁵⁰ vgl. Holzer, Boris (2008): S. 161.

⁵¹ Holzer, Boris (2008): S. 159.

⁵² McLean, Paul D. (2007): *The Art of the Network: Strategic Interaction and Patronage in Renaissance Florence*, Duke University Press, Durham/London oder auch: John Padgett, Paul McLean (2011): *Organizational Invention and Elite Transformation: The Birth of Partnership Systems in Renaissance Florence*, in: Erhard Friedberg (Hrsg.): *From Taylor to Today*, R&O Multimedia, Montreuil.

möglichen Netzwerkeffekte auch zu nutzen und beachtet man die grobe zeitliche Orientierung, die Luhmann seiner Theorie der Gesellschaftsdifferenzierung unterlegt⁵³, fällt auf, dass sich diese Vorgänge erst gegen Ende des Zeitalters der stratifizierter Gesellschaft ereignen und zeitlich auch eng an der Erfindung und Verbreitung des Buchdrucks liegen - eben jenem Medium, das nach medientheoretischen Annahmen einen wichtigen Beitrag zur funktionalen Differenzierung der Gesellschaft beigetragen hat. An dieser Stelle kann nicht mehr weiter auf das Verhältnis von stratifizierten Gesellschaften und Vernetzung eingegangen werden, denn dafür wären weitere empirische und theoretische Arbeiten notwendig, die den Rahmen dieser Arbeit sprengen würden.

⁵³ Es stellt sich als schwierig heraus, einen konkreten Zeitabschnitt für den Übergang stratifikatorischer zu funktionaler Differenzierung zu benennen. Uns soll an dieser Stelle die franz. Revolution als Anhaltspunkt dienen.

1.4 NETZWERKE IN DER FUNKTIONAL DIFFERENZIIERTEN GESELLSCHAFT

Die funktionale Differenzierung verändert grundlegend die Bedingungen, unter denen Netzwerke sich konstituieren können. Im deutlichen Gegensatz zur stratifizierten Gesellschaft wird die Netzwerkbildung in der funktional differenzierten Gesellschaft nicht nur eingeschränkt⁵⁴ oder determiniert, sondern vielmehr befördert und ermöglicht. Netzwerke „reagieren (...) auf die neuen Verknüpfungsmöglichkeiten, die sich aus der Mehrfachinklusion von Adressen in verschiedene Funktionsbereiche ergeben (...) [sowie] auf den sehr viel größeren Adresspool. (...) Die moderne Gesellschaft zeichnet sich deshalb aus durch die größere Zahl und Diversität möglicher und nützlicher Kontakte - kurz: durch höhere soziale Komplexität.“⁵⁵ Die angesprochene Mehrfachinklusion von Adressen resultiert daraus, dass die „moderne Gesellschaft (...) die kommunikative Relevanz von Personen“⁵⁶ generalisiert. Der Mensch - oder jetzt auch: das Subjekt - wird nicht mehr an Hand seiner angeborenen Schicht in gesellschaftliche Kommunikation inkludiert, sondern er ist mehrfach, aber nicht komplett, in fast jedes Teilsystem der Gesellschaft inkludiert. Aufgrund der starken Interdependenzen der Teilsysteme ist er deshalb faktisch gezwungen die verschiedenen Systemlogiken zu beachten und einen großen Teil seines sozialen Lebens anhand dieser zu strukturieren.

Im Gegensatz zu stratifizierten Gesellschaften, in der man im Falle der Exklusion aus einer Schicht automatisch in die darunter liegende Schicht inkludiert werden konnte, führt die Exklusion aus einem funktional differenzierten Teilsystem oft auch zur Exklusion aus anderen Teilsystemen - man könnte hier von einem humanen Defizit sprechen und es wird eine der größten Herausforderungen des 21. Jahrhunderts sein, dieses Defizit erträglich zu gestalten⁵⁷. Luhmann grenzt die Begriffe der Inklusion und Exklusion dabei deutlich von David Lockwoods

⁵⁴ An dieser Stelle soll damit nicht negiert werden, dass dies vorkommt.

⁵⁵ Holzer, Boris (2008): S. 159.

⁵⁶ Holzer, Boris (2008): S. 160.

⁵⁷ Im 20. Jahrhundert wurde dieses Defizit mit dem „Sozial-“, bzw. dem „Wohlfahrtsstaat“ kompensiert und es gibt berechnete Zweifel, ob sich dieses Modell auch auf einer globalen Ebene verwirklichen lässt. vgl. dazu: „Die Politik stößt gegenwärtig an die Grenzen ihrer Möglichkeiten. Die Illusionen des Wohlfahrtsstaates zerbrechen, seine ungewollten Nebenfolgen konterkarieren längst seine guten Absichten: Der Wohlfahrtsstaat gerät zwischen die Mahlstene der Probleme, die er selbst verursacht. Die Politik re(a)giert ratlos.“ Luhmann, Niklas (2011): Politische Theorie im Wohlfahrtsstaat, Olzog Verlag.

Vorschlag ab, zwischen Systemintegration und Sozialintegration zu unterscheiden⁵⁸ - die Begrifflichkeit zielt also deutlich auf Systemintegration. Dieser Gedanke kann an dem Beispiel verdeutlicht werden, dass jeder Mensch durch kollektiv bindende Entscheidungen - zumindest passiv - gebunden wird, gleichzeitig sich mittels des Geldmediums an der Wirtschaft beteiligen muss und als Heranwachsender am Erziehungssystem teilnehmen sollte, wenn er seine Existenz sichern möchte. Bei all diesen Mechanismen handelt es sich um Operation funktionaler Teilsysteme, die vom einzelnen Menschen abstrahieren. Der Mensch findet sich in einem Geflecht von Systemlogiken wieder und wird von anderen Menschen in Bezugnahme auf symbolisch generalisierte Medien kommunikativ angesprochen. Ein Knecht, der in der stratifizierten Gesellschaft seinem Lehnsherr gegenüber verpflichtet war und der wiederum auch eine gewisse Verantwortung für den Knecht übernahm, findet sich in der modernen Gesellschaft in einem regulierten Arbeitsverhältnis wieder, kann sich an der Politik beteiligen und hat sogar die Möglichkeit, die Tochter seines Vorgesetzten nach einem Date zu fragen, ohne dass er existenzielle Sanktionen fürchten müsste. Er ist nun auch auf einer ganz basalen kommunikativen Ebene verpflichtet, sich selber innerhalb der Gesellschaft zu verorten und als Adressat von Kommunikation verschiedenster Art zur Verfügung zu stehen. „Ein und dieselbe Adresse [wird] in mehreren „Kontexturen“ anschlussfähig - sie wird zu einer polykontexturalen Adresse“⁵⁹.

Die Funktionssysteme bilden mit ihrer Codierung und ihren daraus resultierenden Themen einen generalisierten Gesprächsstoff, der auch die Netzwirkbildung innerhalb von Systemen befördert. Boris Holzer spricht in diesem Zusammenhang von „sachlogisch begründete[n] Kommunikationsanlässe[n]“, die in der modernen Gesellschaft zu einer mehrfachen Erreichbarkeit einer Adresse führen. Typische Netzwerkeffekte entstehen daraufhin, wenn aufgrund der sachlogisch begründeten Kommunikation ein Vertrauensverhältnis entsteht, das dann für weitere Kommunikationen und vor allem: Erwartungsbildungen genutzt werden kann. Die bekannten Identitäten können dann auch in anderen Kontexten angesprochen werden und im Sinne althergebrachter Resziprozitätsbeziehungen zum Einlenken motiviert werden. Somit untergräbt die Vernetzung die Strukturen funktionale Teilsysteme, kann sich dabei allerdings oftmals in einem legalen Rahmen bewegen. Ein prominentes Beispiel für die aktive Konstitution

⁵⁸ Er kommentiert dies mit: „Die Unterscheidung ist sicher berechtigt, hat aber in der vorliegenden Form nicht sehr weit geführt. Sie hat auf den Unterschied aufmerksam gemacht - mehr nicht“ Luhmann, Niklas (1997): S. 619.

⁵⁹ Holzer, Netzwerke und Systeme S. 160, Den Begriff der „polykontexturalität“ übernimmt Holzer hier von Peter Fuchs: Vgl. Fuchs, Peter (1997): Adressabilität als Grundbegriff der soziologischen Systemtheorie, in: Soziale Systeme 3 (1): 57-79.

solcher Vertrauensverhältnisse wäre der gemeinsame Gang über den Golfplatz eines Steuerberaters mit seinem Klienten.

Aufgrund der Beobachtung, dass Netzwerke aus vertrauensvollen Beziehungen bestehen, denen immer ein Moment reziproker Hilfsleistungen zugeschrieben werden muss, können Netzwerke „Verknüpfungsmöglichkeiten nicht nur parasitär nutzen, sondern auch die Logik der Funktionssysteme punktuell aushebeln“⁶⁰ und auf diese Weise die Folgen von Exklusion für den Einzelnen, gut vernetzten Menschen, abschwächen oder sogar ausgleichen - dies wäre die Luhmannsche Lesart von „Kontaktsystemen“⁶¹. Netzwerke nutzen also die Kontakte, die ihnen durch die funktionale Differenzierung gleichsam zufällig zukommen, um die Nachteile funktionaler Differenzierung abzuschwächen. Es sollte deutlich geworden sein, dass die Ziele und Zwecke von Vernetzung und Differenzierung nicht strukturell koordiniert sind; sie können als diametral entgegengesetzt oder aber zusammenwirkend beobachtet werden und in beiden Fällen muss betont werden, dass es sich um eine Beobachtereinschätzung handelt. Die Wertung dessen, was „zusammen wirkt“ oder aber „diametral entgegen wirkt“ unterstellt dabei eine richtige Entwicklung gesellschaftlicher Ordnung, die evolutionstheoretischen Annahmen zuwider läuft und deshalb nicht weiter thematisiert werden soll.

Ich habe argumentiert, dass die funktionale Differenzierung einerseits zu einer Erweiterung des Adresspools geführt hat und andererseits dem Menschen auch mehr Zwecke zur selektiven Kontaktaufnahme gegeben hat. Doch damit sind die Möglichkeiten der Beschreibung noch nicht ausgeschöpft, denn die Systemtheorie gibt darüber hinaus Aufschluss darüber, wie sich das Verhältnis von Identität, Kontrolle und Vertrauen innerhalb von Sinnstrukturen darlegt. Luhmann beschreibt die Begriffe innerhalb seiner Systemtheorie und führt sie zurück auf funktionale Bedingungen, beziehungsweise bezieht er sie auf Vorgänge sozialer Systeme. Im Hinblick auf das hier behandelte Thema, nämlich dem Verhältnis zwischen funktionaler Differenzierung auf Vernetzung, eignen sich diese Begriffe besonders gut für eine genauere Beschreibung, da sie eng mit der funktionalen Differenzierung selbst zusammenhängen.

⁶⁰ Holzer, Boris; Fuhse, Jan (2010): S. 320.

⁶¹ Eine interessante frühe Darstellung findet sich dabei etwa schon in der Monographie „Legitimation durch Verfahren“; im Bezug auf das Rechtssystem spricht er von Kontaktsystemen - seine frühe Bezeichnung für Netzwerkeffekte - , die „die gesamte Rechtsordnung zu unterlaufen [scheinen] und die offiziellen Vorkehrungen für verfahrensmäßigen Rechtsschutz aus den Angeln (...) heben“, Luhmann, Niklas (2001): Legitimation durch Verfahren, 6. Auflage, Frankfurt/ Main, Suhrkamp: S. 78.

Für die Netzwerktheorie ergeben sich aus dieser Feststellung zwei neue Aspekte: Einerseits muss angezweifelt werden, ob die Darstellung von Harrison C. White für alle beobachteten Netzwerke in der Geschichte der Menschheit uneingeschränkt gültig sein kann und andererseits fällt auf, dass die von Luhmann beschriebenen Begriffe die Netzwerkeffekte ungleich deutlicher hervortreten lassen. Vereinfacht könnte man auch sagen, dass sich Netzwerke die Ausbildung dieser Phänomene, deren Ursprung in sozialen Systemen liegt, zu Nutze machen, um deren Effektivität zu optimieren. Ich werde dies im Folgenden systemtheoretisch erläutern.

TEIL II: DAS NETZWERK UND DIE FUNKTIONALE DIFFERENZIERUNG

2.1 TECHNISCHE KOMMUNIKATIONSMEDIEN / KONNEKTIVITÄT

Es dürfte offensichtlich sein, dass sowohl der Komplexitätsgrad sozialer Systeme, als auch der Grad an Vernetzung der heutigen Gesellschaft ohne die Erfindung und Verbreitung technischer Kommunikationsmedien⁶² nicht erreicht worden wäre. Insbesondere das Internet ist dazu fähig, die Transaktionskosten von Kommunikation zwischen Milliarden von Menschen auf einen historisch niedrigen Stand zu senken. Der Einfluss, den neue Kommunikationstechnologien auf Vernetzung und Systemdifferenzierung haben, ist jedoch theoretisch zu differenzieren - sie unterscheiden sich schon im Hinblick auf die gesellschaftlichen Erwartungen der Einflüsse, die die Medien jeweils auf die genannten Ordnungsstrukturen haben. Vernetzung - im Sinne der Ermöglichung schnellerer und günstigerer Übertragung von Information - ist meistens das intendierte und auch propagierte Ziel der Entwickler neuer Medien⁶³ und die Tatsache, dass zur Umsetzung von Vernetzung auch netzwerktheoretische Erkenntnisse genutzt werden⁶⁴, stützen diese Beobachtung. Ganz im Gegenteil dazu, hat die Gesellschaft noch kein Gefühl dafür entwickelt, dass neue Medien auch einen Einfluss auf die Art und Weise der Kommunikation - und damit auf soziale Systembildung - haben und dieser Einfluss wird folglich weder erwartet, noch ist er erwünscht. Typischerweise wird dieser Einfluss erst erkannt, wenn sich das Medium schon etabliert hat und in einer immer wiederkehrenden Diskussion wird dann vor den neuen Gefahren des Mediums für die „gesellschaftliche Ordnung“ gewarnt - und zwar ohne dass sich die gesellschaftliche Ordnung aufgelöst hätte. Als Beispiel sie an dieser Stelle auf Platon

⁶² Hierzu zähle ich an dieser Stelle: Sprache, Schrift, Buchdruck und das Internet. Für eine genauere Betrachtung müsste man zusätzlich noch andere Techniken, wie Mobilfunk, Fernsehen und andere hinzufügen. Da das an dieser Stelle nicht geleistet werden kann, sei der geneigte Leser an die einschlägigen Autoren verwiesen: Luhmann, Niklas (1997): S. 202 - 316 oder auch in radikalerer Form: McLuhan (1962): *The Gutenberg Galaxy: The Making of Typographic Man*, 1st Ed., University of Toronto Press.

⁶³ Dies lässt sich beispielsweise gut an dem aktuellen Projekt „Loon“ der Google Inc. ablesen. Das Ziel ist es, mittels Ballonen in der Stratosphäre die gesamte Erde infrastrukturell an das Internet anzubinden. Abgesehen von der Tatsache, dass diese Entwicklung das Internet zu einem Weltmedium machen würde und die so oft propagierte Weltgesellschaft besser vernetzen würde, ist die Selbstdarstellung des Konzerns - nämlich als derjenige Konzern, der die Welt vernetzt und so zu einer besseren macht - und des Projekts - als eine revolutionäre Technik - soziologisch sehr interessant. Vgl. das PR-Video zum Projekt „Loon“: siehe Bibliographie.

⁶⁴ Als zentrales Design-Merkmal technischer Netzwerke kann zum Beispiel das Prinzip der Skalenfreiheit angeführt werden, welches grundlegend für die Effektivität von Netzwerken verantwortlich ist. Ich werde später noch darauf zurückkommen.

verwiesen, der vor dem Gebrauch der Schrift warnt ⁶⁵, weil dadurch die Gedächtnisleistung abnehmen würde⁶⁶. Ebenso interessant ist die Kritik an dem bedeutendsten Nebenprodukt des Buchdrucks: dem Roman, denn dieser verderbe die Tugenden der Frauen. Hieran lässt sich gut erkennen, dass andere Menschen das Medium auf eine Art und Weise nutzen, die nicht der Intention der Erfindern war, doch ist ein Medium erstmal in der Gesellschaft etabliert, schlagen die Versuche des Unterbindens andersartiger Verwendungsmöglichkeiten fast immer fehl. Ein ebenso interessantes Beispiel haltloser Medien-Kritik bildete sicherlich auch die Frage, ob ein Buch ohne festes Cover - also ein Taschenbuch - überhaupt als Buch betrachtet werden könne und auch die Einführung des Fernsehers, des Internets sowie des Smartphones wurden bekanntlich von kritischen Stimmen stets begleitet.

Die nachträgliche Verwunderung über diese Prozesse scheint aus systemtheoretischer Sicht sogar erklärbar, da sie kein reduziertes Sender-Empfänger Modell der Kommunikation verwendet⁶⁷, sondern den Prozess des Kommunizierens als Selektion von Information und Mitteilung und Verstehen erfasst. Dabei werden die ersten beiden Selektionsleistungen von Person A vorgenommen, der eine Information mittels eines bestimmten Mitteilungsmediums übermitteln will, wohingegen eine weitere Person B die Selektionsleistung des Verstehens - die sich aus der Differenz von Information und Mitteilung ergibt - leisten muss. Dieses Verständnis von Kommunikation ist ein relationales und prozessuales Verständnis von Kommunikation; es berücksichtigt also beide Beteiligten im Prozess der Kommunikation und liefert so ein besseres Verständnis, wieso verschiedene Formen der Mitteilung - und das sind in diesem Fall technische Kommunikationsmedien - einen Unterschied machen.

Die nicht vorhergesehenen Folgen ergeben sich daraus, dass jedes Kommunikationsmedium die Verstehensleistung in einer spezifischen Art und Weise beeinflusst, so dass zwangsläufig

⁶⁶ Neuere Forschung bestätigt diesen Gedanke sogar, allerdings ohne die negativen gesellschaftlichen Konsequenzen: Vgl: Bammé, Arno (2011): Homo occidentalis: von der Anschauung zur Bemächtigung der Welt: Von der Anschauung zur Bemächtigung der Welt. Zäsuren abendländischer Epistemologie, Velbrück Verlag, Weilerswist: Kapitel 6.3 Distanz und Präzision: das Prinzip der Verständlichkeit, S. 531 ff.

⁶⁷ Diese Feststellung stellt keine Kritik im eigentlichen Sinne dar, denn Luhmann verweist ebenfalls darauf, dass Kommunikation immer asymmetrisiert, sprich zugerechnet, werden muss, um einer Person eine bestimmte Kommunikationsabsicht unterstellen zu können. Es gibt Grund zur berechtigten Annahme, dass die Gesellschaft ohne diese Zurechnung keine stabile Identitäten und Schmemmata der kausalen Zurechnung entwickeln hätte können.

Variationen dessen entstehen, was eigentlich kommuniziert werden sollte. Luhmann verweist deshalb auf die „Bedeutung der Technik für die gesellschaftliche Evolution“, die sich „zurückführen [lässt] auf ein sehr spezifisches Verhältnis von Redundanz und Varietät, das seinerseits die gesellschaftliche Kommunikation beeinflusst. Es werden artifizielle Redundanzen geschaffen (...) mit daran anschließender Varietät. Es werden neue Ziele, neue Werte, neue Kalkulationen, neue Fehler möglich.“⁶⁸ Ich möchte diesen Gedanken kurz an dem Beispiel der Schrift ausführen: Mit der Einführung der Schrift - und vor allem: des Schriftverkehrs - kommt es zu einer immensen zeitlichen Differenz zwischen den Selektionsleistungen. Soziale Systeme sehen hierin keinen großen Nachteil, sondern sie profitieren vielmehr von der wiederholten Lesbarkeit von Texten, die automatisch entsteht, sobald ein Text nach dem Aufschreiben erhalten bleibt. Die Erfindung der Schrift ermöglicht es, Informationen auch unabhängig der einzelnen Personen die ihn verfasst haben einem breiteren und vorher auch unbekanntem Publikum zugänglich zu machen und verliert dabei automatisch die Kontrolle über den Prozess des Verstehens.

An dieser Stelle soll nicht nachvollzogen werden, wie sich technische Kommunikationsmedien konkret auf die Ausbildung sozialer Systeme auswirken, sondern es genügt die Feststellung, dass Niklas Luhmann in ihnen „Katalysatoren (...) für die Ausdifferenzierung von Funktionssystemen der Gesellschaft“⁶⁹ sieht. Dies ist allerdings ein systemtheoretischer Aspekt von Kommunikationsmedien und es wird übersehen, dass sich auch die Qualität der Vernetzung verbessert, da die Kommunikation zunehmend unabhängiger von der „räumlichen Integration“ der beteiligten Personen wird und es möglich wird, *mit immer mehr* Menschen gezielter zu kommunizieren. Dabei variieren Kommunikationsmedien auch in dem Grad, wie sie die fehlende Anwesenheit kompensieren können - man denke an die Übertragung von Sprache oder Bilder - , sowie in der Zeitspanne, die sie für die Übermittlung benötigen.

Vom ersten Brief, über das Postwesen, dem Telegramm, dem Fax, der Email, der SMS bis zu Chatprogrammen auf Smartphones⁷⁰ hat sich die Übertragungsdauer und damit die Möglichkeit der direkten und effektiven Vernetzung stetig verkürzt. Die Auswirkungen der Schrift auf soziale Systeme und die Gesellschaft generell jedoch bestehen weiterhin fort. Für den Einzelnen bieten

⁶⁸ Luhmann, Niklas (1997): S. 529.

⁶⁹ Luhmann, Niklas (1997): S. 358.

⁷⁰ Ich verkürze an dieser Stelle bewusst auf schriftliche Medien, die zur Beziehungsaufnahme zwischen zwei Personen verwendet werden können.

sich immer mehr Möglichkeiten, die Beziehungen zu anderen Menschen auch über weite Distanzen auf einem hohen Niveau aufrecht zu erhalten, weshalb davon auszugehen ist, dass die Netzwerkeffekte in Zukunft weiter zunehmen werden. Ungeachtet dessen steigert sich jedoch auch die Varietät, die durch die zunehmende Kommunikation ausgelöst ist. Einige Soziologen sprechen ungeachtet dessen davon, dass die „nächste Gesellschaft“⁷¹ eine „Netzwerkgesellschaft“ sein wird. Niklas Luhmann selbst teilt diese einseitige Einschätzung nicht, sondern er erkennt in der Evolution der Verbreitungsmedien vielmehr einen Trend von hierarchischer zu heterarchischer Ordnung: „Während im Aufbau der gesellschaftlichen Differenzierung, in Reichsbildung, städtischer Vorherrschaft, Stratifikation auf hierarchische Ordnung gesetzt wird, arbeiten die Verbreitungsmedien bereits parallel dazu an deren Delegitimation, oder genauer: an einem Alternativprojekt. Bei Hierarchien genügt es, die Spitze zu beobachten bzw. zu beeinflussen, weil man, mehr oder weniger mit Recht, davon ausgehen kann, daß sie sich durchzusetzen vermag. Heterarchien beruhen dagegen auf der Vernetzung unmittelbarer, jeweils an Ort und Stelle diskriminierender (beobachtender) Kontakte.“⁷²

Ich werde am Ende der Arbeit noch auf diese Einschätzung Luhmanns Bezug nehmen. Für den Moment genügt es festzuhalten, dass technische Kommunikationsmedien sowohl für soziale Systeme, als auch für Netzwerke eine grundlegende Bedingung sind, jedoch beide Ordnungsstrukturen auf grundlegend *unterschiedliche Eigenschaften* der Medien zurückgreifen. Während Netzwerke von der *grundlegenden Konnektivität* profitieren, nutzt die Systembildung die Effekte der Varietät, die durch den Prozess der Kommunikation an sich - und das heißt hier: durch Erzeugung von Redundanz - entstehen. Die Sinnstruktur sozialer Systeme breitet sich dabei immer innerhalb eines Netzwerkes aus - wie auch sonst sollte sie sich verbreiten? Das Netzwerk reguliert, wer welche Sinnstrukturen in welchen Kontexten benutzt, die Sinnstrukturen an sich müssen allerdings als eigenständig und vor allem: emergent begriffen werden.

⁷¹ Siehe Baecker, Dirk (2007) oder auch: Castells, Manuel (2004): Der Aufstieg der Netzwerkgesellschaft, Band I-III, Opladen: Leske + Budrich.

⁷² Luhmann, Niklas (1997): S. 312.

2.2 VERTRAUEN / TIES

Der Begriff und die Funktionsweise des Vertrauens hat im Luhmannschen Werk eine „vergleichsweise isolierte“⁷³ Stellung inne, denn obwohl er dem Thema schon sehr früh, nämlich im Jahre 1968⁷⁴, eine Monographie gewidmet hat, behandelt er das Thema in seinen wichtigsten Werken, gemeint sind damit Soziale Systeme (1984) und Gesellschaft der Gesellschaft (1997), allenfalls am Rande. Spätere Verweise auf sein Frühwerk lassen darauf schließen, dass er dennoch die Gültigkeit des Begriffes im Blick hatte. Gleichzeitig betont Luhmann den Zusammenhang von Netzwerken und Vertrauensverhältnissen, wie folgendes Zitat aus der Monographie „Organisation und Entscheidung“ verdeutlicht: „Netzwerke bilden sich auf der Basis von konditionierter Vertrauenswürdigkeit. Sie ersetzen auf diese Weise die Sicherheit, die ein Organisationssystem in der Mitgliedschaft seiner Mitglieder findet. Sie können sich zu eigenen sozialen Systemen verdichten, wenn sie klare Grenzen und eine eigene rekursiv verwendbare Geschichte erzeugen und das netzwerktypische Vertrauen darauf stützen. Aber es gibt auch, und nur das rechtfertigt einen besonderen Begriff, andere Vertrauensgrundlagen, zum Beispiel rein personale. Hierfür ist die relative Konstanz, also ein nicht zu häufiger Wechsel des Personals wichtig.“⁷⁵ Es ist wichtig zu beachten, dass Vertrauen nicht nur in der funktional differenzierten Gesellschaft und nicht nur in Netzwerken auftritt, sondern vielmehr auch ein basaler Grundbestandteil von sozialen Systemen ist. Doch das personale Vertrauen ist diejenige Eigenschaft von Netzwerken, die es erlaubt einen eigenen Begriff dafür zu verwenden. Luhmann differenziert den Begriff des Vertrauens in seinem Werk zwischen lokaler Vertrautheit, Systemvertrauen und persönlichem Vertrauen und ich möchte mich in Hinblick auf Netzwerkbeziehungen verständlicherweise auf den letztgenannten Fall persönlicher Vertrautheit konzentrieren. Im Zuge der funktionalen Differenzierung kommt es zu der Aufgabe des Versuches, Vertrauensbeziehungen - und dies umfasst ideologische, freundschaftliche und intime

⁷³ Kieserling, André (2012): Vertrauen. Ein Mechanismus zur Reduktion sozialer Komplexität, in: Jahraus, Oliver; Nassehi, Armin; Grizelj, Mario; Saake, Irmhild; Kirchmeier, Christian; Müller, Julian (Hrsg.): Luhmann-Handbuch: Leben - Werk - Wirkung, J.B. Metzler Verlag, Stuttgart: S. 144.

⁷⁴ Luhmann, Niklas (1973) : Vertrauen: Ein Mechanismus der Reduktion sozialer Komplexität, UTB Verlag, Stuttgart.

⁷⁵ Luhmann, Niklas (2000): Organisation und Entscheidung, Westdeutscher Verlag GmbH, Opladen/ Wiesbaden, S. 408.

Beziehungen - nur innerhalb der eigenen Schicht oder Familie⁷⁶ zuzulassen. Entsprechend der kommunikativen und interaktiven Öffnung der Gesellschaft in der Moderne, ist es prinzipiell jedem Menschen möglich, Vertrauensbeziehungen zu anderen Menschen - gleich welchen Geschlechts oder Schichtzugehörigkeit - zu unterhalten. Vertrauen muss jedoch immer freiwillig erwiesen werden und kann daher „weder verlangt noch normativ vorgeschrieben werden.“⁷⁷ Die zunehmend transzendente oder zweckrationale Selbstbeschreibung von Beziehung scheint dabei eine normative Forderung zur Einhaltung von Vertrauen zu ermöglichen - ich werde noch darauf zurückkommen.

Luhmann beschreibt Vertrauen als Dualität von Vertrauen und Misstrauen; Vertrauen entsteht dabei, „wenn das Sich-Einlassen auf Situationen mit doppelter Kontingenz als besonders riskant empfunden wird.“⁷⁸ Vertrauen gilt ihm dabei als „Strategie mit der größeren Reichweite“⁷⁹, denn es erhöht das Handlungspotential des Einzelnen beträchtlich und - der Untertitel der Monographie spricht es schon aus - kann als Mechanismus zur Reduktion sozialer Komplexität gelten. Darüber hinaus spricht Luhmann sogar davon, dass Vertrauen „Systembildung möglich“⁸⁰ macht, indem es mit Bezug auf Identitäten das Verhalten Anderer über einen längeren Zeitraum erwartbar macht. Dabei darf nicht übersehen werden, dass der Begriff der Identität noch ein sehr junger Begriff ist; Ich werde im Abschnitt zu „Identität“ darauf zurückkommen. Das Vertrauen muss - im Gegensatz zu Misstrauen - langsam konstituiert werden und ist ein immanenter Bestandteil dessen, was man im allgemeinen unter dem Begriff einer *guten* Beziehung versteht, innerhalb derer es dann möglich ist, funktionsmedienübergreifend erfolgreich zu kommunizieren. Dyaden - also zwei Personen - testen nach und nach aus, wie belastbar die Beziehung zueinander ist und Jan Fuhse spricht demgemäß auch davon, dass Beziehungen „zwischen Alter und Ego eine eigene individuelle Struktur“⁸¹ bilden, die jedoch die internen Verarbeitungsprozesse der psychischen Systeme nicht direkt beeinflusst. Luhmann attestiert dem

⁷⁷ Luhmann, Niklas (1984): S. 181.

⁷⁸ Luhmann, Niklas (1984): S. 179.

⁷⁹ Luhmann, Niklas (1984): S. 180.

⁸⁰ Luhmann, Niklas (1984): S. 181.

⁸¹ Fuhse, Jan (2002): Kann ich dir vertrauen? Strukturbildung in dyadischen Sozialbeziehungen, in: Österreichische Zeitschrift für Politikwissenschaft 31, 413-426: S. 415.

Vertrauen einen „zirkulären, sich selbst voraussetzenden und bestätigenden Charakter, der allen Strukturen eigen ist, die aus doppelter Kontingenz entstehen.“⁸²

Die Aussage „Alter vertraut Ego“ ist eine Asymmetrisierung, die eine Handlung unterstellt, die nur in konstruierter Form und nicht als Entität betrachtet werden sollte⁸³. Jan Fuhse spricht deshalb auch davon, dass beide Akteure eigentlich „in ihre Beziehung zueinander“⁸⁴ vertrauen, wenn sie sich gegenseitiges Vertrauen aussprechen. Beachtet man zusätzlich die Sinnstrukturen, die sich innerhalb solcher Beziehungen entwickeln, erscheint es dann nur logisch, wenn man Beziehungen als soziales System eigener Art modelliert. Niklas Luhmann selbst gibt für einen solchen Schritt den Anlass wenn er schreibt: „Die Beziehung wird selbst zur Reduktion von Komplexität. Das aber heißt: sie muß als emergentes System begriffen werden.“⁸⁵

Wenn also die Netzwerktheorie einen Anlass dazu gibt, einen neuen Typus sozialer Systeme einzuführen⁸⁶, dann liegt dieser Anlass meiner Ansicht nach nicht in der Beschreibung des gesamten Netzwerks als System⁸⁷, sondern vielmehr in der Beschreibung dyadischer Beziehungen als Solidaritäts- oder Freundschaftssysteme. Die Netzwerktheorie kann an dieser Stelle für die Systemtheorie einen wichtigen Aufschluss geben, wie sich die einzelnen Systeme *konkret* - und das kann hier nur heißen: im Alltag - aufbauen, denn sie betont den Umstand, dass die konkrete Beziehung einer Dyade immer auf andere Dyaden Rücksicht nehmen muss⁸⁸. „Alter weiß vielleicht, dass Ego verheiratet ist. Deswegen hält sie sich mit abfälligen Äußerungen über die Ehe und über Egos Ehemann zurück. Außerdem steigt mit der Freundschaft zwischen Alter und Ego die Wahrscheinlichkeit, dass Alter auch Egos Mann kennt. Auf diese Weise greifen Dyaden auf vielfältige Weise ineinander und beeinflussen wechselseitig den Strukturaufbau.“⁸⁹

⁸² Luhmann, Niklas (1984): S. 181.

⁸³ Analog der Handlungskonstruktion in Kommunikationen.

⁸⁴ Fuhse, Jan (2002): S. 415.

⁸⁵ Luhmann, Niklas (1984): S. 154.

⁸⁶ An dieser Stelle sollen diese Systeme nicht weiter beschrieben werden. Der geneigte Leser sei an den zitierten Aufsatz von Jan Fuhse verwiesen.

⁸⁷ Ich habe in der Einleitung auf diese zum Scheitern verurteilten Versuche hingewiesen.

⁸⁸ vgl. Fuhse, Jan (2002): S. 419.

⁸⁹ Fuhse, Jan (2002): S. 419.

Ein sehr bekanntes Beispiel für diese Beeinflussung wurde schon von Cicero⁹⁰ beschrieben, wenn er dazu auffordert Freunde von Freunden als Freunde und Feinde von Freunden als Feinde zu behandeln - ein klassischer Netzwerkeffekt. Diese Forderung hat bis heute eine bestimmte Plausibilität, die rational nicht unbedingt zu erklären ist und es fällt darüber hinaus auf, dass es in vielen Vertrauensverhältnissen zu irrationalen Ansprüchen und aufopferungsvollen Taten kommt, die sich ebenfalls systemtheoretisch nicht so einfach erklären lassen. Nach Niklas Luhmann können diese Phänomene allenfalls mittels der Erwartungsbildung psychischer Systeme in Abhängigkeit der funktionalen Differenzierung beschrieben werden.

Für psychische Systeme sind Erwartungen die grundsätzliche Technik, um der Kontingenz der Umwelt zu begegnen. Erwartungen können „voraussetzungslos gehandhabt werden“ und sie setzen nicht voraus, „daß man weiß (oder gar: beschreiben kann), wer man ist, und auch nicht, daß man sich in der Umwelt auskennt.“⁹¹ Erwartungen setzen also keine Identität voraus. Egal ob eine Erwartung erfüllt wird oder nicht, in beiden Fällen strukturiert sie den „Zugang zu Anschlussvorstellungen“⁹². Kommt es zu einer Verdichtung von Erwartungen - und genau das ist in vertrauensvollen Beziehungen zwischen Netzwerkakteuren zu beobachten - entstehen *Ansprüche*, denen eine „Verstärkung der Selbstbindung und des Betroffenseins“⁹³ zugrunde liegt. Dem psychischen System erscheint ein solch risikoreiches Unterfangen dann als „*Gefühl*“⁹⁴. Doch was geschieht, wenn die soziale Ordnung das Individuum „schließlich (...) ermuntert, sogar seine Individualität als Anspruch zu vertreten“? Im Abschnitt zur Individualität werde ich ausführen, dass insbesondere die funktionale Differenzierung das Subjekt zu diesem Schritt drängt. Aufgrund der Beobachtung, dass „Ansprüche durch Verdienste ausbalanciert sein müssen, weil sonst die Gegenrechnung nicht stimmen würde und keine soziale Verständigung möglich wäre“⁹⁵, ließe sich Schlussfolgern, dass es mit der zunehmenden Vernetzung und den steigenden Interdependenzen selbstreferentieller Individuen in der modernen Gesellschaft auch zu einer Zunahme von Emotionalität kommt⁹⁶, wenn die Ansprüche und Verdienste nicht im

⁹⁰ Cicero, Marcus Tullius (ca. 44 v. Chr.): *Laelius De amicitia*; verwendete Ausgabe (2009), Reclam, Stuttgart.

⁹¹ Luhmann, Niklas (1984): S. 363.

⁹² Luhmann, Niklas (1984): S. 363.

⁹³ Luhmann, Niklas (1984): S. 363.

⁹⁴ Luhmann, Niklas (1984): S. 364.

⁹⁵ Luhmann, Niklas (1984): S. 364.

⁹⁶ vgl. Luhmann, Niklas (1984): S. 365.

vornherein auf anderen Wegen - Luhmann verweist an dieser Stelle auf den Geldmechanismus - verhandelt werden können.

Diese Schlussfolgerung mag auf den ersten Blick kontraintuitiv wirken, da der allgemein sozialromantische Tenor vielmehr lautet, die Gesellschaft würde zunehmend kälter und gefühlloser werden und diese Diagnose mag im Hinblick auf die Operationen innerhalb der klassischen Funktionssysteme sogar zutreffen. Doch diese Annahme hat ihre Beobachtung zu sehr auf die primären Effekte der funktionalen Differenzierung gelegt und deshalb erscheint mir im Hinblick auf persönliche Beziehungen zwischen Menschen tatsächlich eine Zunahme der Emotionalität gegeben zu sein. In einer Gesellschaft, die den psychischen Systemen ein zunehmendes Komplexitätslevel zumutet, ist das Individuum dazu gezwungen, immer mehr Erwartungen - und auch Ansprüche - an sich selbst und andere zu stellen. Die Kritik an einer mangelnden Emotionalität übersieht, dass *Gefühle* auch innerhalb der Systemtheorie kein harmonisches - man möchte fast sagen: natürliches - Phänomen sind, sondern vielmehr ein emergenter Ausdruck dafür, dass Beziehungen für immer relevanter gehalten werden und folglich also auch die Selbstbindung des Menschen ansteigt. Auch das Handeln in Netzwerken kann von solchen starken Gefühlen profitieren, denn im Rückgriff auf Gefühle lassen sich viele Handlungen konditionieren - auch die irrationalsten. Diese Ausführungen bestärken also die Ansicht, dass Netzwerkeffekte durch die funktionale Differenzierung auch in extremen Situationen noch vermehrt auftreten können.

2.3 IDENTITÄT / ADRESSE

Der Begriff der Identität wird sowohl in der Systemtheorie als auch in der Netzwerktheorie als Entität negiert und als sozial konstruiert aufgefasst und es erscheint nur konsequent, dass Harrison C. White die Konstruktion von Identität praxisnaher beschreibt, nämlich mit einem Fokus auf die konkreten Beziehungen zwischen Menschen. Knoten eines Netzwerks werden dadurch „als Identitäten konzipiert“⁹⁷, indem Netzwerke „im Laufe der Transaktionsprozesse ein Bild der an ihnen beteiligten Akteure entwickeln und spezifische Erwartungen ausbilden“⁹⁸. Interessant wird die Betrachtung von Identität in dem vorliegenden Fall, wenn man den Begriff der Identität gegenüber einem Begriff einfacher Personalität differenziert, denn eine Personalität sieht Luhmann auch schon in segmentären Gesellschaften gegeben. Personalität ist „eine Funktion sozialer Beziehungen“ und „wird mit Namen, Ansprechbarkeit und Verpflichtungsfähigkeit verliehen“⁹⁹. Aus der Feststellung heraus, dass Personalität immer dort verliehen wird, „wo doppelte Kontingenz wahrgenommen wird“, folgert Luhmann, „daß Personalität mit Kommunikationsmöglichkeiten korreliert“¹⁰⁰. Die kommunikative Konstruktion von Personalität ermöglicht also immer schon die Konstitution von Netzwerken und im Zuge dessen spricht Veronika Tacke auch davon, dass sich Netzwerke nach einem Primat der Adresse ordnen¹⁰¹. Nur wenn ich den Namen, eine Telefonnummer, eine Anschrift oder Email-Adresse kenne, ist es mir möglich Menschen kommunikativ zu erreichen. Im Anschluss an Niklas Luhmann kann man also anzweifeln, ob *Identität* - als Ordnungsleistung von Erwartungen - immer schon ein Merkmal von Netzwerken war, oder ob die Ausbildung von Identität erst im Zuge der funktionalen Differenzierung ihre heutige Prägnanz erhalten hat.

Identität ist eine unwahrscheinliche Entwicklung gesellschaftlicher Evolution, denn sie fassen - „und darauf beruht ihre Ordnungsleistung (...) [-] nicht etwa gleiche oder gleichartige

⁹⁷ Laux, Henning (2009): Bruno Latour meets Harrison C. White : über das soziologische Potenzial der Netzwerkforschung, in: Soziale Systeme - Zeitschrift für soziologische Theorie, Jg. 15, H. 2. S. 367-397: S 372.

⁹⁸ Fuhse, Jan (2008): Menschen in Netzwerken, in: Karl-Siegbert Rehberg (ed.): Die Natur der Gesellschaft, Campus, Frankfurt a.M., 2933-2943: S. 2938.

⁹⁹ Luhmann, Niklas (1997): S. 642.

¹⁰⁰ Luhmann, Niklas (1997): S. 643.

¹⁰¹ Tacke, Veronika (2009): Differenzierung und / oder Vernetzung? Über Spannungen, Annäherungspotentiale und systemtheoretische Fortsetzungsmöglichkeiten der Netzwerkdiskussion, in: Soziale Systeme 15, Heft 2, S. 243-270, S. 243.

Erwartungen zusammen, sondern verschiedene; und sie unterscheiden sich durch deren Kombination.“¹⁰² Im Gegensatz zu früheren Ordnungsformen von Erwartungen, die sich stark an der festen Identität von Dingen orientiert haben - man denke etwa an Insignien von Macht wie das Zepter - reicht „mit zunehmender Komplexität des Gesellschaftssystems, mit zunehmendem Auflösungsvermögen der Funktionssysteme (...) [,] die Orientierung von Verhaltenserwartungen an dinghaft konzipierten Vorstellungen, also auch am Sonderding Mensch, nicht mehr aus.“¹⁰³

Dies lässt sich auch semantisch daran erkennen, dass die Begrifflichkeit des Individuums früher auch auf unteilbare Gegenstände¹⁰⁴ angewandt wurde. „Die im 17. und 18. Jahrhundert vollzogene Einschränkung des Begriffs auf den Menschen bedeutet zunächst, daß das Individuum *dieselben* Personenmerkmale in *verschiedene* Situationen hineinträgt und damit eine gewisse soziale Berechenbarkeit garantiert.“¹⁰⁵ Die Selbst- und Fremdbeschreibung des psychischen Systems als Individuum - also als Entität mit beständigen Erwartungen und kohärenten Erwartungs-Erwartungen - ermöglicht es dabei gleichzeitig dem Umfeld, seine ganz unterschiedlichen Erwartungen zu strukturieren und es ist kein Zufall, dass es „Parallel zur Subjektivierung der Semantik Mensch/Individuum/Person“¹⁰⁶ zu einer Universalisierung der Moral kommt¹⁰⁷. Ich werde noch darauf zurückkommen.

Die bisherigen Beschreibungen des Menschen als Träger von Vernunft oder Willensfreiheit, reichen nicht mehr aus und „Die Mensch-Semantik wird damit freigegeben für einen neuen Sinn, einen neuen Freiheitssinn und eine darauf aufgebaute selbstreferentielle Individualität.“¹⁰⁸ Doch während Harrison C. White mit seiner Beschreibung von Identitäten bei der konkreten Person - also dem Menschen - verharret, sieht Luhmann mehrere Ausformungen von identitären Phänomenen, die in ganz unterschiedliche Weise Erwartungen bündeln können. Er unterscheidet Personen¹⁰⁹, Rollen, Programme und Werte, die jeweils als Träger von Erwartungen fungieren.

¹⁰² Luhmann, Niklas (1984): S. 427.

¹⁰³ Luhmann, Niklas (1984): S. 427.

¹⁰⁴ „Insofern ist auch ein Teller ein Individuum“ Luhmann, Niklas (1997): S. 1016.

¹⁰⁵ Luhmann, Niklas (1997): S. 1016.

¹⁰⁶ Luhmann, Niklas (1997): S. 1036.

¹⁰⁷ vgl. Kapitel 5, Abschnitt XVI in: Luhmann, Niklas (1997).

¹⁰⁸ Luhmann, Niklas (1984): S. 428.

¹⁰⁹ In diesem Fall ist nicht die „Personalität“ gemeint, sondern tatsächlich die *Person als Individuum*.

Es überrascht nicht, dass diese Differenzierung eine neuere Entwicklung ist, denn „[w]ährend die älteren Gesellschaften mit einer Unterscheidung von Ethos und Verhalten, von normal-normativen (natürlich-moralischen) Regeln und daran orientierten (konformem oder abweichendem) Verhalten ausgekommen waren, müssen die Identifikationsgesichtspunkte jetzt stärker auseinandergezogen werden, wenn es noch gelingen soll, Komplexität in sinngebende Orientierungen umzusetzen und Unsicherheit so zu strukturieren, daß man sie „lokalisieren“ kann“¹¹⁰.

Meiner Ansicht nach ist dies eine wesentlich trennschärfere Konzeption von Identität, als sie bei White zu finden ist, und sie ermöglicht einen genaueren Blick auf die Aufteilung der Komplexitätslasten innerhalb der Gesellschaft. Im Gegensatz zu White, der die Bedeutung von Werten - auch im Rückgriff auf Luhmann¹¹¹ - betont, attestiert Luhmann selbst den Werten im Zuge der funktionalen Differenzierung einen geringeren *strukturellen* Einfluss auf das Geschehen innerhalb der Gesellschaft - wenngleich sie immer mehr und mehr in Anspruch genommen werden. Der von Luhmann attestierte Wertewandel greift in Folge der Ebenendifferenzierung¹¹² auf der konkreten strukturellen Ebene nicht mehr¹¹³. „Er trifft auf „seiner“ Ebene auf keinen nennenswerten Widerstand, lößt aber kaum durchgreifende strukturelle Konsequenzen aus. Man kann vermuten, daß Werte und Personen neue Arten von Symbiosen suchen - und dabei das mehr oder weniger außer Acht lassen, was auf der Ebene der Rollen und Programme die Komplexität der Gesellschaft trägt.“¹¹⁴ Werte werden also vermehrt in Anspruch genommen, dies deckt sich mit der Beobachtung einer Zunahme an Emotionalität, allerdings ohne die Möglichkeit der gesellschaftsweiten Strukturbindung von Werten. Sie werden vielmehr in Netzwerken - also von Fall zu Fall unterschiedlich - verhandelt. Hierzu werde ich im Abschnitt zu Moral und Werten noch genauer eingehen.

Für die Netzwerktheorie hätte die Übernahme der Luhmannschen Konzeption den Vorteil, ihren Fokus nicht nur auf personale Identitäten zu beschränken, sondern auch andere erwartungsbildende Strukturen innerhalb der Gesellschaft zu berücksichtigen. An dieser Stelle

¹¹⁰ Luhmann, Niklas (1997): S. 771.

¹¹¹ vgl. Harrison C. White (2008): S. 67 und insbesondere den Verweis auf Luhmann, Niklas (1984): S. 433.

¹¹² zwischen Personen, Rollen, Programmen und Werten.

¹¹³ Luhmann, Niklas (1984): S. 435.

¹¹⁴ Luhmann, Niklas (1984): S. 435.

muss darauf hingewiesen werden, dass Rollen und Programme ihre heutige zentrale Stellung erst mit Vollzug der funktionalen Differenzierung und der Ausbildung von Organisationen erhalten haben. Rollen werden hierbei benötigt, um die Differenzen zwischen Personen und Ämtern aufzufangen und der Person eine konkrete Anleitung dessen zu geben, was innerhalb des Amtes von ihr „erwartet“ wird. Programme hingegen werden notwendig, um die Erwartungen innerhalb komplexer Arbeitsvorgänge zu koordinieren: „Die Neukonstruktion eines Automotors unter bestimmten Begrenzungen, (...) Planung und Aufführung einer Oper, Überführung einer Kolonie in den Status eines selbstständigen Staates (...) - an Beispielen fehlt es nicht. Die Komplexität solcher Programme kann, dank des Abstraktionsgrades der Erwartungsfestlegung, sehr hoch sein.“¹¹⁵ Die Beobachtung, dass zunehmend alle Aspekte des menschlichen Lebens von formalen Organisationen „organisiert“ werden, stützt die These Luhmanns, dass die Komplexität der Gesellschaft hauptsächlich durch die hier zu findenden Rollen und Programme getragen wird. Mit dem Auftreten sozialer Netzwerke im Internet ist letztlich auch das Pflegen von Netzwerkbeziehungen, sowie das Kommunizieren innerhalb derer, mit einer organisatorischen - also auch: einer systemischen - Komponente versehen worden, denn auch bei sozialen Netzwerken handelt es sich um Organisationen, die systemisch strukturiert sind.

Der Begriff der Identität hat eine offensichtliche Verbindung zu dem, ebenfalls in dieser Arbeit behandelten, Begriffs des Vertrauens. Denn erst mit der sozialen Konstruktion einer kohärenten Identität ist es möglich, Beziehungen als ewig andauernd und beständig zu transzendieren - und das entgegen jeglicher Erfahrung, dass Menschen sich beständig an die soziale Umwelt anpassen müssen und sich folglich auch ihre Erwartungsbildung in einem ständigen Veränderungsprozess befindet. Die Ehe kann - bis heute - als ein eindrucksvolles Beispiel für die Transzendierung von Beziehungen gelten und das tendenziell häufigere Scheitern derselben weist darauf hin, dass die Konstruktion einer kohärenten Identität über einen langen Zeitraum hinweg immer komplexere Anforderungen an psychische Systeme stellt. Die Ursachen dafür sind meiner Ansicht nach weder rein systemtheoretisch, noch rein netzwerktheoretisch erklärbar, sondern im Zusammenwirken beider Strukturformen zu suchen.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass die zunehmende Individualisierung von Personen im Kontext der Differenzierungsform der Gesellschaft gesehen werden muss, die den Menschen keinen eindeutigen Platz mehr zuweist, sondern ihn gleichsam zwischen dem Teilsystemen

¹¹⁵ Luhmann, Niklas (1984): S. 433.

zurücklässt. Die soziale Legitimation eines Anspruches auf Selbstverwirklichung des Einzelnen reagiert nur auf diese Entwicklung und ermöglicht es den Netzwerkakteuren immer stärkere und irrationalere Ansprüche untereinander aufzubauen - das moderne Individuum integriert sich gleichsam selbst in ein Netzwerk von Individuen und es versucht dabei immer Ansprüche und Verdienste auszubalancieren. Im Gegensatz zu einer einfachen Personalität kann die Gesellschaft mit Verweis auf die freiheitliche Selbstverwirklichung - was an sich schon einen Wert darstellt - nun von jedem Individuum fordern, sich zu einem hohen Grad *selber zu konditionieren*. Diese Art und Weise der Konditionierung ist dabei ungleich wirkungsvoller als die direkte Kontrolle von Akteuren im Netzwerk - sie setzt in ihrer Konditionierung quasi eine Ebene höher an - und kann eben deshalb einen positiven Einfluss auf das Netzwerkgeschehen nehmen.

2.4 KONTROLLE / MORAL / WERTE

Es gibt unterschiedliche Begrifflichkeiten, unter denen man einen Luhmannschen Begriff der Kontrolle behandeln könnte - in einer einfachen Übersetzung des *Control-Begriffes* ließe sich etwa auch über Macht sprechen, was ein recht eindeutiges Thema von Niklas Luhmann war. Doch der Begriff der Macht entspricht an dieser Stelle nicht dem Control-Begriff von Harrison C. White. Ich möchte mich, im Anschluss an Jan Fuhse, hingegen mit der Frage beschäftigen, inwieweit eine Theorie der Moral und Werte innerhalb der Systemtheorie einen Aufschluss darüber geben kann, welchen Einfluss sie auf die Erwartungsbildung innerhalb eines Netzwerkes haben und möchte darüber hinaus - in konkretem Bezug auf das Thema - fragen, inwieweit diese Zusammenhänge im Zuge der funktionalen Differenzierung gedacht werden müssen. Es ist dabei zu beachten, dass Moral und Werte keine zentrale Stellung in der Theorie von Harrison C. White haben, sie sind jedoch von Jan Fuhse im Zusammenhang mit *Vertrauen* thematisiert worden¹¹⁶. Er sieht dort normative Erwartungen auftreten, wo Vertrauen explizit angesprochen und in Anspruch genommen wird¹¹⁷. Es dürfte darüber hinaus der Erfahrung eines jeden Menschen entsprechen, wenn man die Relevanz von Moral - im Sinne von Achtung und Missachtung einer Person - für ein Vertrauensverhältnis betont. Kaum ein Mensch dürfte sichere Erwartungen - oder gar: *Ansprüche* - gegenüber einer Person ausbilden, die er als ganze Person missachtet und somit lässt sich Moral kaum von effektivem Handeln in Netzwerken trennen. Meiner Ansicht nach ist das Thema damit allerdings noch nicht erschöpft, denn es lassen sich an der Schnittstelle zwischen Moral, Werten und Vertrauen noch einige andere Dinge feststellen, die Aufschluss darüber geben können, inwieweit sich die Bedingungen der Kontrolle - und das heißt an dieser Stelle: der Erwartungssicherheiten - im Lauf der Zeit verändert haben.

Zuerst scheint es mir wichtig, zwischen einem Begriff der Werte und der Moral zu differenzieren. Moralische Kommunikation ist eindeutig das ältere Phänomen und dürfte sich mit der Sprache selbst entwickelt haben. Sie dient grundlegend dazu, anderen Personen gegenüber Achtung oder Missachtung auszudrücken und zwar nicht im Hinblick auf eine Eigenschaft oder eine Fähigkeit, sondern in Bezug auf die *Person als Ganzes*¹¹⁸. Die Achtung eines Menschen wird dabei von Bedingungen abhängig gemacht, „in die Erfordernisse des sozialen

¹¹⁶ vgl. Fuhse, Jan (2002).

¹¹⁷ Fuhse, Jan (2002): S. 421.

¹¹⁸ Luhmann, Niklas (1984): S. 319.

Zusammenlebens aufgenommen werden können.“¹¹⁹ Luhmann beschreibt Moral darüber hinaus als, „recht komplexes Gefüge von Konditionierungen, eben spezifisch moralische Komplexität“¹²⁰ und vor allem im Hinblick auf ältere Gesellschaften bemerkt er, dass „Moral eine symbolische Generalisierung [ist], die die volle reflexive *Komplexität* von doppelkontingenten Ego/Alter-Beziehungen auf Achtungsausdrücke reduziert und durch diese Generalisierung (1) Spielraum für *Konditionierungen* und (2) die Möglichkeit der Rekonstruktion der Komplexität durch den *binären Schematismus* Achtung/Mißachtung eröffnet.“¹²¹

Dabei ist besonders bemerkenswert, dass moralische Kommunikation keine Konditionierung im Sinne von einseitigen Erwartungen etabliert, sondern immer beide Seiten an die Bedingungen und Umstände der Achtung oder Missachtung bindet. Und auch heute gilt, dass niemand moralische Maßstäbe anlegen darf, an die er sich selber nicht hält; Im Gegensatz dazu, ist es sehr wohl möglich, das musikalische Talent einer Person in Frage zu stellen, auch wenn man selbst unmusikalisch ist. Für ältere Gesellschaften ist zu beachten, dass eine Person im Extremfall, also im Falle der Missachtung seiner Person als Ganzes, kaum überlebensfähig gewesen sein dürfte, weil dies den Ausschluss aus der Gemeinschaft und damit den sicheren Tod bedeutet hätte. In einer netzwerktheoretischer Betrachtung dürfte die Moral deshalb innerhalb früherer Gesellschaftsformen als eine *sehr effektive* Technik gelten um Erwartungen aufzubauen und sich im sozialen Kontext zu verorten - oder auch: verorten zu lassen.

Es fällt auf, dass diese Beschreibung von Moral ohne den Rekurs auf Werte auskommt und dies ist kein Zufall. Werte sind nach Niklas Luhmann ein modernes Phänomen, dessen Ursachen in der Differenzierungsform der Gesellschaft zu suchen sind. Denn „In dem Maße, in dem die Gesellschaft ihre wichtigsten Funktionsbereiche über symbolisch generalisierte Kommunikationsmedien betreut, die nur noch für Spezialprobleme zuständig sind, ändert sich die gesellschaftliche Bedeutung der moralischen Kommunikation.“¹²² Die Moral wird in ihrer Allzuständigkeit angezweifelt, „Die Moral ist jetzt nur noch Moral“¹²³ und die Erfahrung der neu

¹¹⁹ Luhmann, Niklas (1984): S. 320.

¹²⁰ Luhmann, Niklas (1997): S. 245.

¹²¹ Luhmann, Niklas (1984): S. 320.

¹²² Luhmann, Niklas (1997): S. 396.

¹²³ Luhmann, Niklas (1997): S. 398.

entstandenen Komplexität und Kontingenz destabilisieren die Regeln, nach denen Achtung oder Missachtung erteilt wird. Zumindest sind diese Regeln „nicht mehr durchgehend konsensfähig“¹²⁴. In älteren Gesellschaften war es dabei noch ausreichend entweder einen Konsens zu finden - wie in segmentären Gesellschaften - oder eine Hierarchievorstellung von Normen zu implementieren, „in der die oberen Normen invariant, die unteren dagegen je nach Zeit und Situation variabel gedacht werden“¹²⁵. Auch die Tatsache, dass das Leben des Einzelnen zunehmend unabhängiger wird von Klassen oder Schichten - aus denen man ja ausgeschlossen werden könnte - dürfte die Wirksamkeit moralischer Kommunikation abgeschwächt haben. Damit soll nicht bestritten werden, dass es auch heute noch periphere Netzwerke gibt, denen eine konsensuale oder hierarchische Normierung ausreicht, um das Zusammenleben zu organisieren; Für ein psychisches System jedoch, das durch das Erleben des Gebrauchs symbolisch generalisierter Kommunikationsmedien gleichzeitig ein Bewusstsein für die inhärente Komplexität und Kontingenz entwickeln muss, können diese Techniken wohl kaum ausreichen. Stützt sich die Gesellschaft auf symbolisch generalisierte Medien, „wird die Distanz zur Moral funktionsnotwendig, aber zugleich wird die Moral selbst damit zur frei flottierenden, störenden, und stützenden Orientierung; jedenfalls aber nicht zu einem Letztprinzip vernünftiger Begründung.“¹²⁶

In Folge der funktionalen Differenzierung werden die moralischen Wertmaßstäbe als zunehmend kontingent beobachtet und die Ausbreitung der Kontingenzbeobachtungen führt daher zu einer Neuformulierung der Moral. Es scheint logisch, dass diese Neuformulierung ein höheres Abstraktionsniveau erreichen muss, wenn sie den Anforderungen der Kontingenzerfahrung Rechnung tragen will. Die „logischen Unentscheidbarkeiten“ müssen nun „durch Externalisierungen curiert werden“¹²⁷ und „so findet man jetzt typisch einen unformulierten (unterstellten) Konsens in Wertbeziehungen“¹²⁸. Der Trick scheint darin zu bestehen, dass man das Nebeneinander von eigentlich nicht verhandelbaren Werten nur im konkreten Konfliktfall semantisch thematisiert und in allen anderen Fällen von einem nicht existenten Konsens

¹²⁴ Luhmann, Niklas (1997): S. 401.

¹²⁵ Luhmann, Niklas (1997): S. 401 Und dies ungeachtet der Tatsache, dass natürlich auch ältere Maßstäbe für moralische Kommunikation einem Wandel unterzogen waren, wenngleich sich dieser Wandel langsamer und dadurch auch latenter vollzogen haben dürfte.

¹²⁶ Luhmann, Niklas (1997): S. 406.

¹²⁷ Luhmann, Niklas (1997): S. 402.

¹²⁸ Luhmann, Niklas (1997): S. 402.

*ausgeht*¹²⁹. Man kann diese Behauptung dadurch bekräftigen, indem man bedenkt, dass sich Moral und Werte als Sinnstruktur innerhalb von Netzwerken ausbreiten und vor allem: in denselben verwendet werden. Ich würde deshalb anmerken, dass verschiedene Bereiche von Netzwerken¹³⁰ mit einem unterschiedlichen Konsens von Wertbeziehungen prozessieren können, ohne dass dies der restlichen Gesellschaft frappierend auffallen *muss*. Der gewichtige Unterschied, der so etwas ermöglicht, dürfte in der reinen *Unterstellung eines Wertekonsens* liegen, denn alles was nicht direkt und eindeutig kommuniziert wird, *kann anders verstanden* werden und somit variabler in die eigene subjektive Vorstellung von Wertbeziehungen integriert werden. Dies ließe sich dann in Einklang bringen mit der Beobachtung, dass die Gesellschaft zunehmend pluralistischer wird - auch in Bezug auf Werte. Kommt es dann doch einmal dazu, dass inkohärente Wertbeziehungen beobachtet werden, kann man sie „durch die Berichterstattung der Massenmedien in Skandale transformieren“, ohne dass daraus ein Wissen darüber folgen muss, „was praktisch wirksam zu tun ist“¹³¹.

Es ist jedoch bei der Differenzierung von Moral und Werte zu beachten, dass Werte nicht nur als Legitimation moralischer Kommunikation beschrieben werden darf, denn damit wäre ihre Funktion noch nicht hinreichend beschrieben. Werte sind vielmehr allgegenwärtige Strukturen für die Ausbildung von Erwartungen und als solche werden sie ständig in Anspruch genommen¹³². Und als solche ermöglichen sie auch *die Grundlage für Erwartungsbildungen in Netzwerken*; gesellschaftsweite moralische Urteile, die sich an Werten orientieren, kommen zwar sicherlich vor, aber ihren hohen Strukturwert auf dürfte sie eingebüßt haben. In Bezug auf das Thema der Konditionierung wird ersichtlich, wieso Werte weitaus besser geeignet sind als moralische Kommunikation, um Kontrolle auszuüben: Während sich moralische Kommunikation damit begnügen muss, vollzogenes Handeln zu achten oder zu missachten - dabei muss vor allem die Missachtung konkret thematisiert werden - , können Werte in der Kommunikation im vornherein unterstellt werden¹³³ - sie werden eben gerade nicht direkt

¹²⁹ Werte gelten nicht umsonst als untauglich für *smalltalk*, da deren Verhandlung ohne ein bestehendes Vertrauensverhältnis ein zu komplexes und folglich auch konfliktreiches Unterfangen wäre.

¹³⁰ Ich verzichte hier bewusst auf eine genauere Definition, wie sich diese Bereiche definieren. Harrison C. White würde wohl am ehesten von *netdoms* sprechen.

¹³¹ Luhmann, Niklas (1997): S. 405.

¹³² Luhmann selbst spricht von „einer unmittelbaren Umsetzung im Alltagsverhalten“ Luhmann, Niklas (1997): S. 409

¹³³ „Andrerseits wird bei Werten die Annahmemotivation nicht erzeugt, sondern vorausgesetzt“ Luhmann, Niklas (1997): S. 409.

angesprochen - und bieten so viel mehr Raum, um an Kommunikation anzuschließen und es ist dabei nicht ersichtlich, ob alle Kommunikationsteilnehmer die unterstellten Werte tatsächlich auch teilen. Für den Fall, dass Werte im Konfliktfall thematisiert werden, binden sie - ebenso wie die Moral - beide Akteure der Kommunikation an den Wert und die damit verbundenen Erwartungen. Werte sind in ihrer Form spezifisch modern, denn sie führen „bei allen Anwendungen nicht auf [eine] Einheit (...) [hin], sondern auf Differenz“¹³⁴ und im Gegensatz zur Moral lässt sich an Hand von Werten keine Beurteilung einer ganzheitlich behaupteten Welt abgeben, vielmehr tragen Werte der Zweckgerichtetheit der modernen Welt Rechnung und können deshalb auch in Form eines symbolisch generalisierten Mediums auftreten¹³⁵. Werte treten folglich „im Plural auf, ohne darunter zu leiden, daß es auch andere Werte gibt, die situationsweise bevorzugt werden“¹³⁶ und genau in dieser situationsabhängigen Verhandlung von Werten liegt der Vorteil gegenüber dem Gebrauch moralischer Kommunikation, die keine Möglichkeit der Verhandlung zulässt, sondern nur tautologische Letzturteile¹³⁷. Werte dienen quasi als „Sonde, mit der man prüfen kann, ob auch konkretere Erwartungen funktionieren, wenn nicht allgemein, so doch jedenfalls in der konkreten Situation“¹³⁸

Es fällt schwer, die Relevanz von Moral und Werten in der modernen Gesellschaft abschließend einzuschätzen¹³⁹. Eventuell kann man Werte als „ein Medium im Prozeß des Entstehens“ begreifen, das „als ein Verbindungsmedium zwischen den voll funktionsfähigen Kommunikationsmedien und der Gesellschaft im übrigen“¹⁴⁰ wirkt. Dieses Zitat darf allerdings nicht als eine Betonung der Einheit der Gesellschaft gelesen werden, denn ein globaler Konsens einer Hierarchie der Werte ist meiner Ansicht nach ebenso unrealistisch wie *nicht notwendig*. Der oftmals attestierte Wertewandel ist keine Schwäche der Werte, sondern eben gerade seine Stärke und es funktioniert, weil die Annahmemotivation von Kommunikation nicht erzeugt, sondern vorausgesetzt wird. Auf diese Weise - ich habe es weiter oben schon thematisiert - ist es möglich

¹³⁴ Luhmann, Niklas (1997): S. 409.

¹³⁵ Geld zu besitzen mag dem Bankier genauso als eigenständiger Wert erscheinen, wie es dem Liebespaar als Wert erscheinen mag, zu lieben.

¹³⁶ Luhmann, Niklas (1995): Die Kunst der Gesellschaft, Frankfurt/ Main, Suhrkamp: S. 478.

¹³⁷ Dieser Feststellung dürfte auch Georg Büchner getroffen haben: „Moral, das ist, wenn man moralisch ist, versteht er.“, Büchner, Georg: Woyzeck, Studienausgabe, Reclam, Stuttgart 1999.

¹³⁸ Luhmann, Niklas (1984): S. 434.

¹³⁹ Luhmann spricht deshalb nicht umsonst vom „Rätsel des Wertmediums“, Luhmann, Niklas (1997): S. 408.

¹⁴⁰ Luhmann, Niklas (1997): S. 409.

die Einschätzung von Wertbeziehungen in unterschiedlichen Netzwerkkontexten latent zu gestalten. Die funktionale Differenzierung und die in Reaktion darauf entstehenden Werte stellen den Netzwerken somit eine hohe Komplexität für die Ausbildung von Erwartungen zur Verfügung, die trotz situationsabhängiger Verwendung eine *gesellschaftsweite Gültigkeit* für sich beanspruchen können¹⁴¹. „Neue „ethische“ Anforderungen an die Moral überschreiten die Grenze familialer, tribaler, lokaler Einheiten, die nur interne Moralbindungen kannten“¹⁴² und im Zuge der fortschreitenden Vernetzung der Menschen könnte es dann auch auf globaler Ebene mittels Werten möglich sein, Funktionslogiken zu reflektieren und deren negative Auswirkungen¹⁴³ auf die Gesamtgesellschaft zu reduzieren. Luhmann selbst bestärkt diesen Gedanken, wenn er schreibt, dass Moral möglicherweise eine „Alarmierfunktion übernimmt“¹⁴⁴, die dringende gesellschaftliche Probleme thematisiert, deren Lösung nicht durch einzelne Funktionssysteme erreicht werden kann. Als solche hätte sie polemogene Züge: „sie entsteht aus Konflikten und feuert Konflikte an“¹⁴⁵. Mittels netzwerktheoretischer Erkenntnisse ließe sich dann erklären, wieso es in manchen Teilen der Welt zunehmend zu Protesten gegen dysfunktionale Operationen - Korruption kann hier als omnipräsentes Beispiel dienen - kommt, denn sowohl die Werte, die eine strikte Trennung der Funktionslogiken fordern, aber auch universelle Werte wie Menschenrechte und Redefreiheit verbreiten sich einzig und allein innerhalb von Netzwerken und funktional differenzierte Teilsysteme können eigene lose Netzwerke ausbilden, innerhalb derer sich die Funktionslogik dann als Wert an sich etablieren kann.

¹⁴¹ Die Ausbildung von Werten erscheint in dieser Hinsicht ähnlich emergent wie die Ausbildung einer öffentlichen Meinung.

¹⁴² Luhmann, Niklas (1997): S. 1038.

¹⁴³ Dem Autor ist bewusst, dass es sich hierbei um eine Bewertung handelt, die auf moderne Werte der Gleichheit und Freiheit aller Menschen rekurrieren.

¹⁴⁴ Luhmann, Niklas (1997): S. 404.

¹⁴⁵ Luhmann, Niklas (1997): S. 404.

FAZIT

Es sollte in meinen Ausführungen deutlich geworden sein, dass das Verhältnis von funktionaler Differenzierung und Vernetzung ein sehr komplexes Gefüge von Ermöglichung und Einschränkung darstellt. Es ist meiner Ansicht nach falsch, die Ordnungsstrukturen der *Systembildung* und der *Vernetzung* als autonom zu beschreiben, denn dafür sind die reziproken Einflussnahmen zu voraussetzungsreich. Am ehesten wäre es möglich, von autarken Ordnungsstrukturen zu sprechen, die sich nicht unter ein gemeinsames Ordnungsprimat, wie der System/Umwelt Differenz oder der Konnektivität, zusammenfassen lassen. Allein die Tatsache, dass sowohl Vernetzung, als auch Systembildung denselben evolutionären Ursprung haben, nämlich die Entwicklung technischer Kommunikationsmedien, erschwert es, die Strukturen in der Beschreibung trennscharf zu umschreiben. Ich möchte mich deshalb nicht der Einschätzung von Veronika Tacke anschließen, die in der Vernetzung ein sekundäres Ordnungsprinzip erkennen möchte, denn diese Einschätzung suggeriert, dass eine Systembildung ohne Vernetzung möglich wäre und sich umgekehrt die Vernetzung ohne Systembildung vollziehen könnte. Die starke Reziprozität verhindert an dieser Stelle eine Hierarchisierung der Ordnungsstrukturen.

Betrachtet man die systemische Ausdifferenzierung genauer, nämlich zu dem Zeitpunkt der funktionalen Ausdifferenzierung, muss betont werden, dass die hier auftretenden Netzwerke einen großen Bestandteil reflexiver Kontaktselektivität beinhalten und in dieser Hinsicht muss man zugestehen, dass die starke Vernetzung, wie wir sie in der heutigen modernen Gesellschaft beobachten können, deutlich als *Reaktion* auf die funktionale Differenzierung entstanden sein dürfte. Die Begriffe der *Identität* und der *Werte* nehmen dabei eine zentrale Stellung ein, denn wie Luhmann gezeigt hat, handelt es sich um Phänomene, die im Zuge der funktionalen Differenzierung entstanden sind und dann im Nachhinein erst ihre Bedeutung für die Ausbildung von Netzwerken bekommen haben dürften. An dieser Stelle sehe ich großen einen Forschungsbedarf, um vor allem den Grad und die Entwicklung der *reflexiven* Verwendung von Kontakten in der Geschichte der Menschheit nachvollziehen zu können.

In der modernen Gesellschaft treten nachweislich Netzwerkeffekte auf, die die funktionale Differenzierung einerseits untergraben und andererseits ergänzen oder effektivieren, jedoch nie ergänzen. Aufgrund der spezifischen Fähigkeit des Mediums der Werte, auch Funktionslogiken

als Wert an sich anzunehmen, dürfte die Gesellschaft in der Lage sein, Nachteile und Vorteile von Vernetzung reflexiv abzuwägen und von Fall zu Fall zu entscheiden, ob die Netzwerkeffekte der Funktionslogik zuwiderlaufen - oder nicht. Selbstverständlich sind die deutlichsten dysfunktionalen Netzwerkeffekte durch das Recht unterbunden worden, dennoch ist meiner Ansicht nach eine sehr große rechtliche Grauzone vorhanden, die nicht dazu befähigt ist, die meist latenten Netzwerkeffekte umfassend zu regulieren. In der modernen Unternehmensberatung werden persönliche Netzwerke interessanterweise gar nicht mehr behindert, sondern ganz im Gegenteil: befördert. Sowohl die Vernetzung innerhalb der eigenen Organisation, als auch die Vernetzung zu anderen Organisationen und zu Kunden wird zunehmend aktiv betrieben und mittels der Ausbildung einer Identität und der Konstituierung eines Vertrauensverhältnis am Leben gehalten. Headhunter, PR-Agenturen, „Team-Events“ und Social-Intranet-Plattformen sind die evidentesten Ausformungen dieser neuen Firmenphilosophien.

Doch mit welchen Folgen ist zu rechnen, wenn sich eine Gesellschaft zunehmend vernetzt? Wie Niklas Luhmann selbst schon beschrieben hat, dürfte der eindeutigste Trend eine Abnahme von Hierarchien innerhalb der Sozialstruktur der Gesellschaft sein. Die einseitige Kontrolle und Konditionierung, wie sie Hierarchien ermöglichen, wird ersetzt durch eine gegenseitige, allgegenwärtige und umfassende Konditionierung in heterarchischen Netzwerken. Doch diese heterarchische Ordnung kann nur deshalb Erfolg haben, weil sie durch eine umfangreiche Konnektivität und durch darauf aufbauende Vertrauens- und Wertbeziehungen ermöglicht wird, die wiederum ihren Ursprung in sozialen Systemen haben. Die Ausbildung starker Identitäten, die Vertrauensbeziehungen auf globaler Ebene führen, in Verbindung mit unterstellten Werten, führt zu einer ständigen, gegenseitigen und gesellschaftsweiten Koordination menschlichen Handelns. Auch die oftmals so selbstverständlich vorausgesetzte Toleranz gegenüber der Andersartigkeit des menschlich Seienden, die sich aktuell in der jungen und transnationalen Generation beobachten lässt, stellt dabei an sich schon einen voraussetzungsreichen Wert dar, der nicht anthropologisch sondern nur sozial systemtheoretisch im Hinblick auf die funktionale Differenzierung erklärbar ist.

Das große Potential einer Theoriesynthese besteht meiner Erachtens in den Möglichkeiten der Operationalisierung systemtheoretischer Annahmen durch dynamische Netzwerkanalysen, denn auch die Systemtheorie kann den Grundtatbestand nicht leugnen, dass Kommunikation nur aufgrund einer Konnektivität realisierbar ist, die eben nicht immer - und zunehmend weniger -

durch Systemstrukturen hergestellt wird, wenn auch getragen wird. Die Systemtheorie hat hierbei einen Abstraktionsgrad erreicht, der es eventuell auch irrelevant erscheinen lässt, sich mit den konkreten Fragen der sich verbreitenden Strukturierung von Sinnstrukturen zu beschäftigen, da der Fokus der Systemtheorie auf der Struktur selbst, und nicht auf der Struktur der Verbreitung von Strukturen liegt. Es lassen sich deshalb durchaus Ansichten vertreten, die in der Erklärung des allzu Konkreten eine Abnahme des Abstraktionsgrades sehen. In Anbetracht der Tatsache jedoch, dass die Systemtheorie wohl auch mittels einer komplexen Simulation der Gesellschaft nicht beweisbar sein dürfte, sehe ich in der Verbindung von Netzwerkanalysen und Systemtheorie einen Ansatz, um zu verwertbaren quantitativen Analysen zu gelangen. Es dürfte allerdings deutlich geworden sein, dass es noch weiterer theoretischer Forschung Bedarf, damit eine solche Analyse auch valide Ergebnisse hervorbringen kann. Im Fokus dieser Forschung müssen meiner Ansicht nach diejenigen Mechanismen stehen, die zwischen netzwerktheoretischen und systemtheoretischen Operationen vermitteln. Die in dieser Arbeit verhandelten Begriffe des Vertrauens, der Identität und der Werte können hierfür als ein erster Ansatz dienen, um weitere Begriffe, wie etwa den Begriff der „operativen Kopplung“, der „Beobachtung zweiter Ordnung“ oder auch der „symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien“ in einen netzwerktheoretischen Kontext einzubinden.

Meiner Ansicht nach ist es eine der spannendsten Fragen der Sozialwissenschaften, auf welche Weise die autopoietischen Funktionssysteme der Gesellschaft auf die zunehmende Vernetzung reagieren werden. Meine Ausführungen dürften gezeigt haben, dass die Systemdifferenzierung durch die Vernetzung zwar nicht ersetzt werden kann, allerdings sollte auch deutlich geworden sein, dass deren hegemoniale Ordnungsstruktur durch die zunehmende Vernetzung durchaus angezweifelt werden darf. Vielleicht ist es dem Menschen auf diese Weise möglich, die starken Asymmetrien, die durch Systemoperationen der Funktionssysteme hervorgerufen werden, abzuschwächen oder gar auszugleichen, vielleicht ist dies jedoch auch nur eine Utopie, die verkennen möchte, dass Systeme eben nur aufgrund dieser Asymmetrie existieren können.

BIBLIOGRAPHIE:

Baecker, Dirk (2005): Form und Formen der Kommunikation, Frankfurt/Main, Suhrkamp

Baecker, Dirk (2007): Studien zur nächsten Gesellschaft, Frankfurt/Main, Suhrkamp

Baecker, Dirk (2009): Stadtluft macht frei: die Stadt in den Medienepochen der Gesellschaft, in: Soziale Welt: Zeitschrift für sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis, Jg. 60, H. 3, S. 259-283

Barabási, Albert-Lászlo (2007): The architecture of complexity, IEEE Control Systems Magazine 27:4, 33-42

Bammé, Arno (2011): Homo occidentalis: von der Anschauung zur Bemächtigung der Welt: Von der Anschauung zur Bemächtigung der Welt. Zäsuren abendländischer Epistemologie, Velbrück Verlag, Weilerswist

Büchner, Georg: Woyzeck, Studienausgabe, Reclam, Stuttgart 1999

Candia, J.; Gonzalez, M. C.; Wang, P.; Schoenharl, T.; Madey, G.; Barabási, A.-L. (2008): Uncovering individual and collective human dynamics from mobile phone records, Journal of Physics A: Mathematical and Theoretical 41, 1-11

Castells, Manuel (2004): Der Aufstieg der Netzwerkgesellschaft, Band I-III, Opladen: Leske + Budrich

Cicero, Marcus Tullius (ca. 44 v. Chr.): Laelius De amicitia; verwendete Ausgabe (2009), Reclam, Stuttgart

Fuchs, Peter (1997): Adressabilität als Grundbegriff der soziologischen Systemtheorie, in: Soziale Systeme 3 (1): 57-79

Fuhse, Jan (2002): Kann ich dir vertrauen? Strukturbildung in dyadischen Sozialbeziehungen, in: Österreichische Zeitschrift für Politikwissenschaft 31, 413-426

Fuhse, Jan (2008): Menschen in Netzwerken, in: Karl-Siegbert Rehberg (ed.): Die Natur der Gesellschaft, Campus, Frankfurt a.M., 2933-2943

Fuhse, Jan (2012): Harrison White, in: Jahraus, Oliver; Nassehi, Armin; Grizelj, Mario; Saake, Irmhild; Kirchmeier, Christian; Müller, Julian (Hrsg.): Luhmann-Handbuch: Leben - Werk - Wirkung, J.B. Metzler Verlag, Stuttgart

Hagner, Michael (2006): Der Geist bei der Arbeit, Historische Untersuchungen zur Hirnforschung, Wallstein Verlag, Göttingen

Harrison C. White (2008): Identity and Control: How Social Formations Emerge (Second Edition), Princeton, NJ: Princeton University Press

Holzer, Boris (2006): Netzwerke, transcript Verlag, Bielefeld

Holzer, Boris (2008): Netzwerke und Systeme: Zum Verhältnis von Vernetzung und Differenzierung, in C. Stegbauer (Hrsg.), Netzwerkanalyse und Netzwerktheorie. Ein neues Paradigma in den Sozialwissenschaften, VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden, S. 155-164

Holzer, Boris; Fuhse, Jan (2010): Netzwerke aus systemtheoretischer Perspektive, in: Stegbauer, Christian; Häußling, Roger (Hrsg.): Handbuch Netzwerkforschung, VS Verlag, Wiesbaden

Holzer, Boris (2011): Die Differenzierung von Netzwerk, Interaktion und Gesellschaft, in: Tacke, Veronika; Bommers, Michael (Hrsg.): Netzwerke in der funktional differenzierten Gesellschaft, VS Verlag, Wiesbaden. S. 51-66

John Padgett, Paul McLean (2011): Organizational Invention and Elite Transformation: The Birth of Partnership Systems in Renaissance Florence, in: Erhard Friedberg (Hrsg.): From Taylor to Today, R&O Multimedia, Montreuil

Kieserling, André (2012): Vertrauen. Ein Mechanismus zur Reduktion sozialer Komplexität, in: Jahraus, Oliver; Nassehi, Armin; Grizelj, Mario; Saake, Irmhild; Kirchmeier, Christian; Müller, Julian (Hrsg.): Luhmann-Handbuch: Leben - Werk - Wirkung, J.B. Metzler Verlag, Stuttgart

Laux, Henning (2009): Bruno Latour meets Harrison C. White : über das soziologische Potenzial der Netzwerkforschung, in: Soziale Systeme - Zeitschrift für soziologische Theorie, Jg. 15, H. 2. S. 367-397

Lévi-Strauss, Claude (1992): Die elementaren Strukturen der Verwandtschaft, Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M.

Luhmann, Niklas (1973) : Vertrauen: Ein Mechanismus der Reduktion sozialer Komplexität, UTB Verlag, Stuttgart

Luhmann, Niklas (1984): Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie, Frankfurt/Main: Suhrkamp

Luhmann, Niklas (1995): Die Kunst der Gesellschaft, Frankfurt/ Main, Suhrkamp

Luhmann, Niklas (1997): Die Gesellschaft der Gesellschaft, Frankfurt/ Main, Suhrkamp

Luhmann, Niklas (2000): Organisation und Entscheidung, Westdeutscher Verlag GmbH, Opladen/ Wiesbaden

Luhmann, Niklas (2001): Legitimation durch Verfahren, 6. Auflage, Frankfurt/ Main, Suhrkamp

Luhmann, Niklas (2011): Politische Theorie im Wohlfahrtsstaat, Olzog Verlag

McLean, Paul D. (2007): The Art of the Network: Strategic Interaction and Patronage in Renaissance Florence, Duke University Press, Durham/London

McLuhan (1962): The Gutenberg Galaxy: The Making of Typographic Man, 1st Ed., University of Toronto Press

Mische, Ann; White, Harrison C. (1998): Between Conversation and Situation: Public Switching Dynamics Across Network Domains, in: Social Research 65/3, S. 695-724

Platon: Phaidros, In: Sämtliche Werke, Bd. 4, Übersetzung von F. Schleiermacher, Ausgabe von 1958, Rowohlt

Tacke, Veronika (2009): Differenzierung und / oder Vernetzung? Über Spannungen, Annäherungspotentiale und systemtheoretische Fortsetzungsmöglichkeiten der Netzwerkdiskussion, in: Soziale Systeme 15, Heft 2, S. 243-270

Links:

Projekt „Loon“: <http://www.youtube.com/watch?v=mcw6j-QWGMo> (Stand: 18.6.2013)

Eigenständigkeitserklärung:

Ich versichere, dass ich die vorgelegte Bachelorarbeit eigenständig und ohne fremde Hilfe verfasst, keine anderen als die angegebenen Quellen verwendet und die den benutzten Quellen entnommenen Passagen als solche kenntlich gemacht habe. Diese Bachelorarbeit ist in dieser oder einer ähnlichen Form an keiner anderen Universität vorgelegt worden.

München, den 11.07.2013